



# Rudolf Steiner als Begründer der Waldorfpädagogik

Eine kontextualisierte Biographiebetrachtung

Janine Mohr  
08.07.2013

# **Rudolf Steiner als Begründer der Waldorfpädagogik.**

## **Eine kontextualisierte Biographiebetrachtung**

### **Bachelorarbeit**

---

vorgelegt an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg, Stuttgart

Fakultät Sozialwesen

bei Frau Prof. Dr. Hein

---

Von Janine Mohr

Winterstraße 35

76137 Karlsruhe

Kurs: 2010 - H

Matrikelnummer: 6620381

Bearbeitungszeitraum: 08.04.13 - 08.07.13

## I Inhaltsverzeichnis:

1	Vorwort	4
2	Rudolf Steiners Biographie im historischen Kontext	8
2.1	Mitteleuropa im 19. Jahrhundert	9
2.1.1	Politisches Geschehen zwischen den Revolutionen 1789 und 1848/49	9
2.1.2	Industrialisierung und Nationalstaatbildung	12
2.1.3	Fin de Siècle	16
2.1.4	Geistes- und naturwissenschaftliche Strömungen im 19. Jahrhundert	20
2.2	Aufwachsen im Vielvölkerstaat	25
2.2.1	Österreich-Ungarn 1861-1878	26
2.2.2	Steiners Kindheit und Jugend	29
2.2.3	Wien 1879-1889	34
2.2.4	Student und Hauslehrer	38
2.3	Wirkstätten und Reifungsphasen in Deutschland	45
2.3.1	Weimar 1890-1896	45
2.3.2	Steiner in Weimar	49
2.3.3	Berlin 1897-1902	55
2.3.4	Steiners Berliner Jahre bis zur Theosophie	60
3	Rudolf Steiner und die Waldorfpädagogik	68
3.1	Theosophie und Anthroposophie	68
3.2	Das anthroposophische Menschenbild	71
3.3	Die Dreigliederungsbewegung und die erste Waldorfschule	74
4	Fazit: Der Umgang mit Rudolf Steiner	77
5	Epilog	82

II Literaturverzeichnis

**Fehler! Textmarke nicht definiert.**

# 1 Vorwort

Wir schreiben das Jahr 2013. Das 20. Jahrhundert, von der schwedischen Schriftstellerin Ellen Key zum Jahrhundert des Kindes ausgerufen, ist vorüber. Die Themen Schule, Erziehung, Umgang mit Kindern und die Entwicklung des Kindes haben aber deshalb nichts an Aktualität eingebüßt. Zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts entstand, als Antwort auf die Forderungen der Zeit, eine Vielzahl reformpädagogischer Bewegungen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist der Bedarf an Antworten, Alternativen und Lösungen zur pädagogischen Situation nicht geringer geworden. Wenn überhaupt, dann ist das Bedürfnis nach Orientierung und der Sicherheit das „Richtige“ zu machen sogar noch größer. Burnout bei den Lehrern, Burnout bei den Schülern, Unsicherheit bei den Eltern. Was soll gelernt, wie soll gelernt und wann soll gelernt werden? Wie „funktioniert“ ein Kind, was braucht es, sozusagen von Natur aus, und wie kann es am besten auf ein Leben in unserer Gesellschaft vorbereitet werden?

Eine, die darauf Antwort geben möchte, ist die Waldorfpädagogik. Sie hat darauf schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts Antworten gegeben und sie ist heute, fast 100 Jahre später, zur erfolgreichsten und folgenreichsten pädagogischen Alternative expandiert. Die wachsende Anzahl an Neugründungen von Waldorfschulen und Waldorfindergärten weltweit, bezeugt das eindrücklich. Ob Klischee, Vorurteil oder Erfahrungen aus dem eigenen Umfeld, Waldorfschule und Waldorfpädagogik sind keine Fremdwörter mehr, sie haben den Sprung in die Mitte der Gesellschaft geschafft. Ihr geistiger Vater Rudolf Steiner dagegen weniger. Er hat die Waldorfpädagogik auf den Grundlagen der von ihm entwickelten Anthroposophie aufgebaut – aber was sind das für Grundlagen? Kann überhaupt eine Schule, die vor beinahe 100 Jahren konzipiert wurde, noch über zeitgemäße Grundlagen verfügen? Über die seit Jahren hitzig geführte Diskussion um die Waldorfschule als Weltanschauungsschule und ihr fragwürdiges, wenn nicht gar schädliches Fundament, ihre fehlende Emanzipation von dem „Meister“ Steiner und die mangelnde Öffnung gegenüber der Außenwelt, dringt ab und zu etwas in die breite Öffentlichkeit. Zumeist verbleibt der Streit aber in den elitären Kreisen von vehementen Anhängern und ebenso vehementen Kritikern. Die Waldorfschulbewegung selbst bekommt von der Gesellschaft mal etwas Lob, mal etwas Kritik und wächst, davon relativ unbehelligt, stetig weiter. So gab es zu Beginn dieses Jahres weltweit 1026 Waldorfschulen und etwa 2000 Waldorfindergärten in 60 verschiedenen Ländern. In Deutschland lag die Zahl der Schulen bei 233, Tendenz steigend („Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners e.V.“, 2013). Waldorfschule ist im Trend. Demeter und biologisch-dynamische Landwirtschaft auch. Wala und Weleda sind angesagt, Dr. Hauschka wird von Hollywood propagiert und die GLS-Bank gilt als

erste Geldanlegestelle für Menschen mit Umweltbewusstsein und sozialem Gewissen. Die praktischen Impulse, die Rudolf Steiner für die verschiedensten Lebensbereiche gegeben hat, tragen an vielen Stellen reiche Früchte. Alle Anregungen hat er aus seiner eigenen Weltanschauung heraus, der Anthroposophie, entwickelt. So auch die Waldorfpädagogik. Aber wer, Anhänger und Kritiker mit eingeschlossen, hat denn eine Ahnung, was die Anthroposophie darstellt? Wie sehr die Waldorfpädagogik auf sie aufbaut und angewiesen ist? Und was weiß man über Rudolf Steiner, der Zeit seines Lebens und noch 100 Jahre danach die Gemüter erregen kann wie kaum ein anderer und dabei die Menschen in der Begegnung, sei es durch seine Person, seine Schriften, oder seine Nachfolger, in glühende Bewunderer oder überzeugte Gegner verwandelt, aber auf keinen Fall kalt lässt?

Solche Fragen begannen sich mir zu stellen, als ich mich über die Jahre, in Ausbildung und Studium vertieft, mit der Waldorfpädagogik auseinandersetzte. Dabei machte ich auch die Erfahrung, dass Rudolf Steiner und die Anthroposophie einen nach dem ersten Kontakt nicht mehr loslassen, ein Umstand, der von vielen Autoren bestätigt wird, die sich kritisch oder anerkennend mit diesem Gegenstand beschäftigen. Bezeichnenderweise wurde eine Frage immer drängender, je mehr ich anthroposophischen Inhalten, wie ihren praktischen Umsetzungen in Waldorfpädagogik, Heilpädagogik, Sprachgestaltung oder auf biologisch-dynamischen Bauernhöfen, begegnete: „*Wer war Steiner?*“

*Wer war dieser Mensch*, der weder eigene Kinder hatte, noch professionell pädagogisch tätig war, aber eine Pädagogik hervorgebracht hat, die heute von Menschen weltweit als „die Alternative“ zur staatlichen Schule gefeiert wird?

*Wer war dieser Mensch*, dem damals wie heute viele seiner Anhänger in allen Bereichen des Lebens das Wort erteilen, obgleich die Welt sich doch in den letzten 100 Jahren beispiellos verändert hat?

*Wer war dieser Mensch*, der uns Antworten geben will auf die „letzten Fragen“, eine allumfassende, einheitliche Schöpfung aus der Taufe hob, in einer Zeit, die sich von der Einheit, dem Geist und der Sinnhaftigkeit bereits in aller Radikalität verabschiedet hatte?

Denn nichts anderes tat der Denker, Wissenschaftler, Redner und Autodidakt Rudolf Steiner in seinen tausenden von Vorträgen und den tausenden von geschriebenen Seiten: Die Erschaffung eines umfassenden Weltsystems, das Antworten auf alle Fragen gab, die man ihm stellte, nebst einer Anleitung, wie wir selbst zur Quelle dieser Antworten kommen könnten. Auch zum Pädagogischen wurden ihm Fragen gestellt und er hat sie beantwortet, in einzelnen Vorträgen und indem er eine ganze Schulart neu konzipierte. Die Waldorfschule, begründet auf dem Wissen über das wahre Wesen des Menschen, der Erzie-

hung, des Universums. War Steiner ein Gott? War er ein Hellseher, ein Prophet durch den göttliche Weisheit gesprochen hat? Oder war er doch nur ein Eklektiker, der die verschiedensten Strömungen seiner Zeit, also auch die reformpädagogischen Konzepte, zu einem mehr oder weniger einheitlichen Ganzen zu verbinden wusste, und so die Sehnsucht seiner Zeitgenossen befriedigte – die Ordnung der Welt in einem universellen System?

Und wie steht es mit Rudolf Steiner als Klassiker der Pädagogik? So oder so hat er eine ungemein erfolgreiche pädagogische Bewegung ins Leben gerufen, die alle anderen reformpädagogischen Konzepte in der Praxis überholt hat und insbesondere berühmte, aber praktisch gescheiterte Ikonen der Pädagogik, wie etwa Pestalozzi, alt aussehen lässt. Dennoch hat Steiner eine Außenseiterstellung unter den Klassikern inne, manche Autoren billigen ihm einen Platz unter ihnen zu, andere aber auch nicht. Wenn nun aber Rudolf Steiner mit seinen Erkenntnissen glaubwürdig wäre, dann bräuchten wir womöglich keine Klassiker der Pädagogik mehr, denn dann hätte er uns bereits alles gegeben, was wir an grundlegendem Wissen und Aufgaben für die Erziehung des Menschen benötigen. Es müsste nur lebendig gehalten werden und die Pädagogen müssten sich anhand seiner Vorgaben weiterentwickeln, um es auch anwenden zu können.

Rudolf Steiner, ein guter Verkäufer, ein weiterer Klassiker oder aber der erste unter allen Pädagogen? Die Waldorfpädagogik, ein praktikables aber renovierungsbedürftiges Konzept, ein Glückswurf oder die Antwort auf alle Fragen? Die Lösung befindet sich vermutlich irgendwo zwischen Steiner, seiner Anthroposophie und den praktischen Erfolgen der Waldorfschulen.

Nun kann man sich diesem Komplex aus Weltanschauung, Urheber und Pädagogik auf verschiedenen Wegen annähern. Um sich ein eigenes, selbstständiges Bild von den Inhalten der Anthroposophie, bzw. den Gedanken Steiners zu machen, würde es eines großen Aufwands an Zeit und Energie bedürfen: Rudolf Steiner hat ein anthroposophisches Gesamtwerk von 30 Monografien und mehr als 6000, überwiegend stenographisch festgehaltenen, Vorträgen hinterlassen (vgl. Ullrich, 2010, S. 52). Seine Prosa ist dabei, wie ein Biograph schreibt, „hartes Brot“ (Lachman, 2008, S. 9) und das nicht etwa nur weil der Stil in unseren Ohren veraltet klingt. Daneben war Rudolf Steiner ein Philosoph und hat sich in seinen Büchern und Vorträgen, insbesondere seinen frühen, mit vielen Denkern des 19. Jahrhunderts auseinandergesetzt oder auf ihnen aufgebaut und sie weiterentwickelt. Wer aber kein philosophisch geschultes Denken besitzt, wird in seinem Werk kaum den „extrem abgewogenen, logischen und umfassenden Geist“ (Maeterlinck, 1922 in Lachmann, 2008, S. 11) wahrnehmen können, sondern nur an den Stellen aufmerken, die

einen zu dem Gedanken bewegen, ob Steiner „nicht überraschend wahnsinnig geworden ist“ (ebd.) und man sich zwischen den Annahmen, einem Schwindler oder einem echten Hellseher gegenüberzustehen, entscheiden muss. Auch die Möglichkeit sich der Glaubhaftigkeit Steiners und seiner Inhalte über den anthroposophischen Schulungsweg zu nähern, also die Übungen zu praktizieren, die er für die Ausbildung eines „aktiven Denkens“ und zur Anschauung der übersinnlichen Welt gegeben hat, ist ein Weg von unbestimmter Dauer und Aufwand, womöglich ein lebenslanger. Was hat der durchschnittliche Mensch also noch für Möglichkeiten, sich über Rudolf Steiner, den Begründer der Waldorfpädagogik und die Hintergründe der Waldorfschule Klarheit zu verschaffen? Denn „unabhängig davon, wie man Rudolf Steiner beurteilen mag, gilt es anzuerkennen, dass die Waldorfpädagogik ohne ihn nicht denkbar wäre“ (Frielingsdorf, 2012, S. 125).

Was bleibt ist die Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit seiner Biographie. So kam ich auf die Idee, den Lebensweg von dem hellseherischen Kind, über den naturwissenschaftlich studierenden aber philosophisch interessierten Studenten, den idealistischen Goethestrichter, den individualistischen und antichristlichen Nietzsche- und Stirnerehrer hin zum spirituell erwachten Theosophen, bzw. Anthroposophen nachzuzeichnen. Um einen Eindruck von dieser Persönlichkeit und ihrem Werden zu bekommen, erschienen mir die ersten 40 Jahre seines Lebens als besonders geeignet. Denn hier, so dachte ich mir, haben die Begegnungen und Ereignisse, die Impulse und Hindernisse, die Rudolf Steiner geformt und vorangetrieben haben, ihren Ursprung. Da eine Biografie außerdem immer in einen bestimmten zeitlich, kulturell und sozial geprägten Kontext eingebettet ist, versprach ich mir aus einer kontextualisierten Betrachtung seines Lebens einigen Aufschluss über den Menschen Steiner und sein Wirken.

So besteht diese Arbeit, neben einer Einführung in die Zeitgeschichte Mitteleuropas im 19. Jahrhundert, aus einer genaueren Beleuchtung der ersten 40 Lebensjahre Rudolf Steiners und den dazugehörigen Stationen sowie einem Überblick über sein Wirken als führender Theosoph und Leiter der Anthroposophie, aus dem unter anderem die Waldorfpädagogik und die erste Waldorfschule hervorgegangen sind. Anschließend an eine kurze Darstellung der anthroposophischen Menschenkunde, die seiner Pädagogik zugrunde liegt, und der Entstehungsgeschichte der Waldorfschule in Stuttgart, wird sie mit einem Ausblick auf die Person Steiners und den Umgang mit ihr enden und dabei versuchen auch eine Aussage über seinen Verdienst als Pädagoge und die Chancen, die eine Beschäftigung mit seinen pädagogischen Impulsen eröffnen, zu machen.

## 2 Rudolf Steiners Biographie im historischen Kontext

Wenn von bedeutenden Persönlichkeiten und ihrem Werdegang die Rede ist, hört man oftmals die Wendungen er oder sie sei „ein Kind seiner Zeit“ oder auch „seiner Zeit voraus“ gewesen. Es ist deshalb kaum verwunderlich, dass auch Rudolf Steiner in verschiedenen Biographien, meist kritisch, selten beifällig, als „ein Kind seiner Zeit“ betrachtet wird. Insbesondere seine Anhänger sehen in ihm außerdem einen Menschen, der seiner Zeit und teilweise noch unserer, weit voraus war. Wer zu einem besseren Verständnis seiner Biographie, bzw. der Einordnung seines Lebenswerks gelangen möchte, kommt nicht umhin, die Person Steiner in ihrem historischen Kontext zu betrachten. Auch wenn sich aus den Zeitumständen kein bestimmter Entwicklungsweg ableiten lässt, so geben sie doch Aufschluss über die geistesgeschichtlichen und kulturellen Strömungen, soziale und wissenschaftliche Entwicklungen oder aktuelle Problemlagen, mit denen sich ein Mensch aus dieser Epoche auseinandersetzen musste, bzw. auf denen er aufbauen konnte. Um sich von dem Werden einer Person ein gewissenhaftes Bild zu machen, sind demnach Kenntnisse der Zeit und der geographischen und sozialen Räume, in denen sie sich bewegte, unerlässlich.

Die Zeit, in die Rudolf Steiner 1861 hineingeboren wurde, trägt unter Historikern die Bezeichnung des „langen 19. Jahrhunderts“. Es ist ein Zeitraum „an dessen Anfang und Ende Revolutionen und Kriege standen: vom Ausbruch der Französischen Revolution 1789 bis zur Auflösung von vier Kaiserreichen 1918, von den napoleonischen Eroberungszügen bis zum mörderischen Ersten Weltkrieg“ (Laufer & Ottomeyer, 2008, S. 16). Diese vielschichtige Zeit repräsentiert das historisch gewachsene alte Europa ebenso wie die folgenschweren Umwälzungen eines Aufbruchs in die Moderne. Obwohl ein wesentlicher Teil von Steiners Rednertätigkeit und Wirken erst in das Jahrzehnt nach dem Zusammenbruch der alten Ordnung fiel, waren seine Mentalität und sein Charakter, seine Gedanken und Vorstellungen, seine Absichten und Ziele doch in jener Epoche gewachsen und ausgeprägt worden. Aus diesem Grund soll hier eine Betrachtung dieses bewegten Zeitabschnitts und seiner Bedeutung gegeben werden.

Nach einem allgemeinen Überblick über die Entwicklungen in Mitteleuropa während des 19. Jahrhunderts werden hierzu vier verschiedene räumliche Stationen aus Steiners Leben näher beschrieben, jeweils gefolgt von den dazugehörigen biographischen Abschnitten. Diese sind Kindheit und Jugend in der Donaumonarchie Österreich-Ungarn, Studium und Arbeiten in Wien, Herausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes in Weimar und seine ersten Jahre in der deutschen Reichshauptstadt Berlin.

## **2.1 Mitteleuropa im 19. Jahrhundert**

Das 19. Jahrhundert stellt eine Epoche großer Umwälzungen dar, die in allen Bereichen des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens grundlegende Veränderungen und dementsprechende Neugestaltung erfuhr. Bedeutsam hierfür waren insbesondere zwei, im Westeuropa des ausgehenden 18. Jahrhunderts entstandene, revolutionäre Strömungen. Einen politischen Umbruch, in dessen Verlauf die absolutistischen Monarchien in Europa von liberalem Gedankengut zerrüttet wurden und die Idee des Nationalstaates insbesondere im vielvölkerstaatlich gegliederten Mittel- und Osteuropa populär wurde, riefen die Französische Revolution und die anschließenden nationalen Interessen Frankreichs hervor. Zur gleichen Zeit verbreitete sich von England aus die Industrielle Revolution, die vorwiegend wirtschaftlichen und sozialen Wandel nach sich zog. Diese sogenannte Doppelrevolution der industriellen und politischen Bewegung erfasste im Laufe des 19. Jahrhunderts ganz Europa sowie den Nordamerikanischen Kontinent und veränderte das Angesicht der Welt (vgl. Wehler, 1995, S. 3).

### **2.1.1 Politisches Geschehen zwischen den Revolutionen 1789 und 1848/49**

Den Auftakt des langen Jahrhunderts gab im Jahr 1789 der Ausbruch der Französischen Revolution, die das Ende der absolutistischen Monarchie und des Ancien Régime in Frankreich einläutete. Das Aufbegehren gegen diese alte Ordnung fand in den Gedanken der Aufklärung, die die traditionellen Denkweisen, überholte soziale und wirtschaftliche Strukturen sowie bestehende Herrschaftsverhältnisse kritisch hinterfragten, zusätzliche Bestärkung und Legitimation (vgl. Brückmann, 2011, S. 5-9). Die französische Revolutionsdekade von 1789 bis 1799 wirkte auf den Rest Europas nicht nur als ideeller Export, sondern ganz real gestaltend, indem die Franzosen mithilfe von Waffengewalt danach trachteten, die anderen Völker ebenfalls von dem „Joch der Reaktion“ (Buchmann, 2003, S. 18) zu befreien und zugleich ihre revolutionären Errungenschaften gegen die gegenrevolutionär eingestellten europäischen Großmächte zu verteidigen. Der Beginn der militärischen Konfrontation mit Österreich und Preußen 1792 markierte in Frankreich zugleich den Übergang von der gemäßigten bürgerlichen Revolution zur sogenannten „radikalen Revolution“, die von wachsendem Terror und Unterdrückung im Inneren und verstärkter Kriegsführung im Äußeren gekennzeichnet war (vgl. Paravicini u.a., 2008, S. 72–74). Während der nun folgenden Koalitionskriege europäischer Großmächte gegen Frankreich, nutzte der korsische General Napoleon Bonaparte seine Popularität und militärischen Erfolge um 1799 als Konsul, 1804 als volksgewählter Kaiser der Franzosen, die Macht zu ergreifen (vgl. Buchmann, 2003, S. 19–22). Die folgenden napoleonischen Kriege importierten neben liberalem Gedankengut insbesondere das Konzept eines nationa-

len Einheitsstaates sowie nationalistische Gesinnungen in das föderalistisch und vielvölkerstaatlich gegliederte Mitteleuropa (vgl. Riemeck, 1965, S. 69). Napoleon beeinflusste die weitere Entwicklung Deutschlands zudem durch tiefgreifende territoriale Veränderungen und strukturelle Reformen. Dazu zählte der Reichsdeputationshauptschluss von 1803, durch den mittels Säkularisierung und Eingliederung von Reichsstädten und kleineren Territorien in größere Fürstentümer, sich aus der Unmenge deutscher Territorien eine überschaubare Anzahl von Mittelstaaten herausbildete. Napoleon erreichte hierdurch die Auflösung des deutschen Reichsverbunds und eine Entmachtung Österreichs. Dem gleichen Zweck diente 1806 die Gründung des Rheinbunds, als einem militärischen Beistandspakt in französischer Abhängigkeit, dem fast alle deutschen Staaten bis auf Österreich und Preußen angehörten. Dessen Mitgliedsländer erfuhren, in Anlehnung an Frankreich, Reformen im Bildungs-, Heer- und Rechtswesen sowie eine Zentralisierung der Verwaltung (vgl. Lachenicht, 2012, S. 86f). Beide Vorgehen brachten Deutschland einer verfassungsgemäßen Neugestaltung näher und besiegelten im Jahr 1806 das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nach einem beinahe neunhundertjährigen Bestehen. Zwar behielt der habsburgische Kaiser Franz noch die österreichische Kaiserwürde, doch für Mitteleuropa und insbesondere die verschiedenen deutschen Staaten ging damit eine Ära zu Ende (vgl. Buchmann, 2003, S. 25). Die Expansion Frankreichs wurde erst nach Napoleons Scheitern auf dem Russlandfeldzug und den anschließend ausbrechenden Befreiungskriegen 1813/14 eingedämmt und somit wurde der seit 23 Jahren andauernde Krieg in Europa beendet (vgl. ebd., S. 31). Das Gesicht Europas aber hatte Napoleon bereits unwiederbringlich verändert: Neben der territorialen Herausbildung weniger Mittelstaaten, waren es vor allem Reformimpulse und Modernisierungsbestrebungen, die von den Ideen der Revolution weiterwirkten. Einige deutsche Länder behielten das französische Rechtssystem des Code Civil bei, veraltete Staats- und Gesellschaftssysteme waren aufgelockert und mit dem, durch Öffentlichkeitswahrnehmung und eine wachsende Presse politisierten Bürgertum entwickelte sich eine erste demokratische Kultur in Mitteleuropa (vgl. Brückmann, 2011, S. 34f). „Die Fragen nach Verfassung, politischer Partizipation, Staatsbürgerschaft oder Pressefreiheit waren durch die Erfahrung mit der Revolution ... zu zentralen Bestandteilen moderner Staatlichkeit geworden.“ (Struck & Gantet, 2008, S. 120). Eben diese Fragen sollten sowohl die Konflikte als auch die Entwicklungen und Fortschritte des folgenden Jahrhunderts bestimmen (vgl. ebd.).

Eine Neuordnung des aufgewühlten Europas fand von September 1813 bis Juni 1814 auf dem Wiener Kongress statt. Hierzu tagten über 200 Staatsoberhäupter und Delegierte in der Österreichischen Hauptstadt, wobei die eigentlichen Entscheidungen, insbesondere zu Territorialfragen, von den „großen Fünf“ getroffen wurden: Österreich, Preußen, Eng-

land, Russland und Frankreich. Die dabei entstehende Staatenordnung hatte, mit wenigen Veränderungen, bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges Bestand. Der Frieden in Mitteleuropa wurde zudem durch verschiedene Bündnisse gefestigt, deren wichtigster der Deutsche Bund unter dem Vorsitz Österreichs war. Somit standen Österreich und sein Außenminister und Staatskanzler Fürst Metternich bis zu den Pariser Julirevolutionen 1830 im Mittelpunkt europäischer Diplomatie als führende Macht auf dem europäischen Kontinent und Wähler der ausgehandelten Ordnung (vgl. Buchmann, 2003, S. 36-41).

Die nun folgenden drei Jahrzehnte des Vormärz waren geprägt von der Spannung zwischen einer konservativen Bewegung der Restauration und Reaktion und den lauter werdenden bürgerlichen Mitbestimmungs- und Reformbestrebungen. Herrscher und Adel, als alte Eliten, versuchten die vorrevolutionären Zustände wieder herzustellen und insbesondere liberale und nationale Neuerungen zu verhindern (vgl. Brückmann, 2011, S. 50f). Besonders vehement wirkte dieser Restaurationsgedanke unter der Leitung Metternichs in Österreich: Der unverändert fortdauernde Absolutismus, ein polizeistaatlicher Unterdrückungs- und Kontrollapparat von Zensur und Bspitzelung sowie ein Klima von Repression und Verfolgung verhinderte eine Ausbreitung und Weiterentwicklung der bürgerlichen Reformkräfte, bzw. eine politische Beteiligung (vgl. Buchmann, 2003, S. 42f). Auch im absolutistisch regierten Preußen verschärften die immer wieder aufkommenden Impulse und Reformbestrebungen, insbesondere aus dem studentischen Milieu der liberalen Jugendbewegung, die Repression zusätzlich (vgl. Brückmann, 2011, S. 51-57). Neben diesem politischen Spannungsfeld war der Vormärz auch „eine Übergangszeit von der Agrargesellschaft zur Industriegesellschaft, vom Feudalismus zum Kapitalismus, von der Vormoderne zur Moderne“ (Buchmann, 2003, S. 43), in der sich ein städtisches Proletariat entwickelte, die soziale Frage auf den Plan trat, der Ausbau einer industriefähigen Infrastruktur stattfand und das Schulwesen eine allmähliche Verbesserung erfuhr. Ihr Ende fand sie in der Umsturzsituation der Revolution 1848/49. In Folge einer Konzentration politischer, sozialer und wirtschaftlicher Problemlagen sowie gesamteuropäischer revolutionärer Unruhen brach sich hier die unterdrückte liberale Reformbewegung in gewaltsamen Aufständen insbesondere in den Zentren Berlin und Wien Bahn. Die im Bürgertum begonnene und zum Teil vom Proletariat aufgenommene Revolution scheiterte jedoch, nach anfänglich schnell errungenen Erfolgen, auf ganzer Linie. Die große Hoffnung des deutschen Bildungsbürgertums, als dem Träger der revolutionären Bewegung, lag auf der gesamtdeutschen Nationalversammlung der Frankfurter Paulskirche. Hier bemühten sich 600 Abgeordnete in einem demokratischen Akt um die Ausarbeitung einer liberalen Verfassung und um die Frage, ob die nationale Einheit in einem Großdeutschen oder Kleindeutschen Reich erreicht werden könnte (vgl. Brückmann, 2011, S. 62–72). Die Versammlung

scheiterte letztendlich an einer praktikablen Lösung der deutschen Einheitsfrage und der Ablehnung der parlamentarischen Kaiserwürde durch den preußischen König. Im Vielvölkerstaat Österreich brachten im Wesentlichen die ideologischen Gegensätze und nationalen Differenzen unter den Revolutionären sowie die gewaltsame Gegenrevolution der kaiserlichen Armee die Entscheidung (vgl. Buchmann, 2003, S. 82f). Nach der ebenfalls gewaltsamen Befriedung der letzten linksradikalen Revolutionsherde wurde 1850 der Deutsche Bund wieder hergestellt. Die alten Machteliten hatten den Sieg davongetragen, doch die Revolution, obzwar in ihren Grundanliegen gescheitert, hatte bewirkt, dass die 30 Jahre zuvor gegebenen Versprechen aus den Befreiungskriegen gegen Napoleon eingelöst werden mussten: kein Herrscher konnte mehr ohne Verfassung und Volksvertretung regieren (vgl. Brückmann, 2011, S. 72).

### **2.1.2 Industrialisierung und Nationalstaatbildung**

Die Folge der gescheiterten bürgerlichen Revolution war eine zweite Phase der Reaktion in den Staaten des Deutschen Bunds, die erneut von Unterdrückung und Verfolgung der Opposition gekennzeichnet war (vgl. Wehler, 1995, S. 458,462). Die herrschenden Eliten versuchten der Gefahr von weiteren gesellschaftlichen Veränderungen durch die bereits erprobten polizeistaatlichen Methoden, verstärkte Repression und eine aktive Reformpolitik im Sinne einer „Revolution von oben“ (Buchmann, 2003, S. 98) zu entgehen. Doch die Adelherrschaft befand sich endgültig im Niedergang, während die Kräfte des Agrar- und Industriekapitalismus, des Bürgertums und Liberalismus sowie das Leistungsprinzip und der Zentralstaat an Einfluss gewannen (vgl. Wehler, 1995, S. 456).

Neben den Umwälzungen infolge der politischen Revolution fand ab der Mitte des Jahrhunderts auch ein, von der Industrialisierung hervorgerufener, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Wandel statt. Diese, als Industrielle Revolution bezeichnete Entwicklung, in deren Verlauf eine grundlegende Umwandlung jahrhundertealter Arbeits- und Lebensbedingungen vorstättenging, fand ihren Ausgang Mitte des 18. Jahrhunderts in Großbritannien (vgl. Brückmann, 2011, S. 73f). Auf dem Kontinent hingegen trat die Industrialisierung erst mit einiger Verzögerung ein: in den deutschen Staaten herrschten oftmals rückständige politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Zustände, die eine Einführung industrieller Produktionsweisen behinderten. Die Veränderungen und Reformen in Folge der Niederlage gegen Napoleon, schufen zu Beginn des Jahrhunderts erste Voraussetzungen für einen wirtschaftlichen Aufschwung. Der Durchbruch gelang 1834 mit der Gründung des Deutschen Zollvereins, durch den ein Großteil der deutschen Staaten, unter der Führung Preußens aber ohne Österreich, erstmals einen gemeinsamen Wirtschaftsraum bildeten (vgl. ebd., S. 84-88).

Wie in Großbritannien begann auch in Mitteleuropa die industrielle Produktionsweise im Textilbereich, gewann aber erst mit Schwerindustrie und Eisenbahnbau als Leitindustrien an Dynamik, mit weitreichenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen: das Verkehrssystem und Transportwesen wurde durch Eisenbahn und Dampfschiffe revolutioniert, tausende neue Arbeitsplätze geschaffen, andere Wirtschaftszweige beflügelt, Mobilität und Urbanisierung gefördert und eine allgemeine wirtschaftliche Konjunktur in Gang gesetzt. Der ab 1860 einsetzende dynamische Aufschwung schaffte in Mitteleuropa einen bis dahin nicht gekannten Grad an Wohlstand und führte in den Jahren 1871-73 zum sogenannten Gründerboom (vgl. ebd., S. 88-91). Innerhalb weniger Jahrzehnte veränderte die Durchsetzung des Industriekapitalismus die Lebenswelt und Arbeitsbedingungen des Großteils der Bevölkerung beispiellos (vgl. ebd., S. 1250). Der sozialökonomische Wandel drückte sich dabei in einem enormen Bevölkerungsanstieg, einer wachsenden Binnenwanderung und einem immensen Wachstum der Städte, der Umformung der Ständegesellschaft zur Klassengesellschaft sowie einer zunehmenden Proletarisierung aus (vgl. ebd., S. 457). Untrennbar mit den Dynamiken der Industrialisierung verbunden war das Aufkommen der Sozialen Frage, die sich mit dem Massenelend vor allem der Fabrikarbeiterschaft und deren Lösung beschäftigte (vgl. Brückmann, 2011, S. 73). Das Proletariat als neu entstandene soziale Klasse lebte und arbeitete in den schnell wachsenden Städten unter oftmals unmenschlichen Bedingungen und fristete ein Dasein „an der Grenze des Existenzminimums“ (ebd., S. 96). Die Bedingungen verbesserten sich nur langsam in Folge des wirtschaftlichen Aufschwungs, der zwar auf die Gesellschaft insgesamt einen „Fahrstuhleffekt“ (Wehler, 1995, S. 1268) hatte, jedoch auch die soziale Ungleichheit zwischen den Klassen weiter verstärkte. Die daraus resultierenden sozialen Spannungen und die Ausdehnung des Proletariats führten zu verstärkter Klassenformierung und einer gesellschaftlichen Ausgrenzung der Arbeiter: sowohl der Staat als auch das Bürgertum fürchtete die politischen Forderungen und Reformkräfte der untersten sozialen Klasse, die sich sehr schnell in einer selbstständigen Bewegung zu Vereinen, Gewerkschaften und marxistisch orientierten Parteien formierte (vgl. ebd., S. 455f, 477).

Neben diesen konflikthaftern und schwierigen Auswirkungen der Modernisierung waren die als Gründerzeit betitelten Jahrzehnte zwischen Vormärz und Gründerkrach 1873 aber auch geprägt von einer Stimmung des Neubeginns und Aufbruchs. Inmitten von sozialen Unruhen, Massenarmut, Repression und Rückständigkeit entwickelte sich „eine Generation fortschrittsbegeisterter, tatkräftiger Gründer und „Macher“, die zu relativem Wohlstand, wachsender Konsumfähigkeit und –freude sowie bis dato nicht gekanntem Städtewachstum ebenso beitrugen wie zu den politischen Einheitsbestrebungen“ (Laufer & Ottomeyer, 2008, S. 16). Es war die Zeit für Wegbereiter sozialer Verbesserungen, Gewerkschaften

und der Sozialdemokratie, für Förderer von Kunst und Kultur, für Forschung und Entwicklung in Wissenschaft und Technik, eine Zeit in der Engagement und Fortschritt in allen Bereichen des Lebens stattfand und Unternehmer sich auch gesellschaftlich und politisch einmischten. Die Epoche der Gründerzeit stand besonders unter dem Zeichen eines kapitalistisch-großbürgerlichen Kontexts (vgl. ebd., S. 16f). Zwar hatte das Bürgertum in Mitteleuropa letztendlich nie über den Fürstenstaat triumphiert, da es daran scheiterte seine Freiheit auch gegen ihn durchzusetzen und dem Liberalismus zur Hegemonie in Staat und Gesellschaft zu verhelfen. Doch verbreiteten sich während der Gründerzeit bürgerliche Werte, Verhaltensweisen, Einstellungen und Ideen in allen Schichten, so dass es in soziokultureller und ökonomischer Hinsicht zu einer Verbürgerlichung der Gesellschaft kam (vgl. Wehler, 1995, S. 465–468).

Politisch aber herrschten nach wie vor Kaiser, Könige und Fürsten über Mitteleuropa. Im Vielvölkerstaat Österreich begann unter dem jungen Kaiser Franz Joseph eine Phase des Neoabsolutismus und der Reformpolitik. Wirtschaft, Verwaltung, Justiz und Schulwesen wurden vom Kaiser in einer Revolution von oben modernisiert und dadurch gleichsam die Transformation eines Feudalstaates in eine bürgerliche Gesellschaft ermöglicht (vgl. Buchmann, 2003, S. 97f). Der reaktionär ausgerichtete Absolutismus Franz Josephs konnte sich bereits 10 Jahre später politisch und gesellschaftlich nicht mehr behaupten und wurde 1861 von der liberalen Ära abgelöst (vgl. ebd., S. 100-103). Diese vertrat die Interessen des Großbürgertums, begünstigte demnach eine freie Marktwirtschaft, mehr Demokratie, das Deutschtum im multinationalen Reich und antifeudale sowie antiklerikale Gesinnungen. Der Wirtschaftsliberalismus fand in dieser Ära seinen Höhepunkt und im Rausch der Spekulationen gleichzeitig auch sein Ende. In Folge des Gründerkrachs von 1873 hatten die Liberalen dann auch ihr politisches Ansehen und ihre Vorrangstellung in Österreich verspielt (vgl. ebd., S.113f). Mehr noch als von den Konjunkturschwankungen wurde Mitteleuropa aber von den Vorgängen in Preußen und der dort stattfindenden Entstehung eines Nationalstaats verändert: Infolge der sprunghaften Industrialisierung in einer agrarisch geprägten und reaktionär verwalteten Gesellschaft befand sich der deutsche Bund vielerorts in Krisenstimmung, hervorgerufen von den sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Spannungen eines beschleunigten Modernisierungsprozesses. In Preußen wirkte seit 1862 der konservative Ministerpräsident Otto von Bismarck auf eine preußisch-kleindeutsche Lösung in der nationalen Einheitsfrage hin, die er auch gewaltsam herbeiführen wollte (vgl. ebd., S. 103). Mit diesem Ziel vor Augen, das ihm gegenüber seinen liberalen Gegnern als „durchschlagkräftige Legitimation für seine Politik, seine eigene Herrschaftsstellung und das preußische Machtkartell“ (Wehler, 1995, S. 458) diente, führte Bismarck zwischen 1864 und 1871 drei Kriege, die letztendlich äußerlich zur Krisenbe-

wältigung und der „militärisch exekutierte[n]“ (ebd., S. 449) Gründung eines deutschen Nationalstaats führten. Die Reichseinheit verwirklichte Bismarck 1871 dabei als Zusammenschluss der deutschen Fürsten unter preußischer Führung von oben herab und ohne die Beteiligung des Volkes (vgl. Riemeck, 1965, S. 36f). Damit fand der endgültige Ausschluss Österreichs aus Deutschland statt, was Mitteleuropa in zwei Großmächte teilte und einen historischen Wendepunkt in seiner weiteren Entwicklung darstellte. Denn der deutsche Nationalstaat, der zwar den Einheitstraum der Liberalen erfüllte, ihnen aber Mitbestimmung vorenthielt, schloss nicht nur Millionen Deutscher aus seinen Staatsgrenzen aus, sondern brach auch mit der tausendjährigen Tradition eines deutschen Reichs als föderalistischem Zusammenschluss vieler mitteleuropäischer Nationen, wie es im „Heiligen Römischen Reich deutscher Nation“ und im Deutschen Bund bestanden hatte. An seine Stelle trat ein geschlossener, zentralistisch regierter, großpreußischer Einheitsstaat, den Bismarck während der Dauer seiner charismatischen Herrschaft zwischen einer halbhegemonialen Stellung auf dem Kontinent und dem dadurch labil gewordenen Frieden in Europa manövrierte (vgl. ebd., S. 38). Die Stabilisierung des europäischen Kräftegleichgewichts gelang dem Kanzler, indem er die junge deutsche Nation gegenüber den anderen Großmächten als saturierte Ordnungsmacht darstellte und zugleich ein weitreichendes und uneinsichtiges Bündnissystem pflegte (vgl. Haupt & Würffel, 2008b, S. 11f).

Österreich, das jahrhundertlang unter den Habsburgern und während des Deutschen Bunds als identisch mit Deutschland wahrgenommen worden war, verlor mit einem Schlag jeglichen Einfluss auf den neuen Staat und war in den sich verschärfenden multinationalen Spannungen seines Vielvölkerreichs auf sich allein gestellt (vgl. ebd., S. 75). Um den inneren Frieden zu wahren, gewährte Kaiser Franz Joseph ein Jahr nach der Niederlage gegen Preußen den, nach Ablösung vom Reich drängenden, Ungarn den Ausgleich. Der dadurch entstehende Dualismus war aber kaum dazu angetan, das Nationalitätenproblem zu lösen, denn die Bevorzugung der Deutschen im österreichischen und der Magyaren im ungarischen Teil, hatte die Benachteiligung aller anderen Volksgruppen, insbesondere der Slawen, zur Folge. Standen die liberalen Regierungsjahre 1861-1879 unter dem Zeichen ungebremsten Wirtschaftswachstums und anschließender Depression, mit der Schwierigkeit einer Verstärkung der sozialen Probleme, konzentrierte sich die darauffolgende feudal-konservative Ära wieder vermehrt auf eine Versöhnung der Nationalitäten und der Arbeiterklasse. Beides schien der Regierung des Ministers Taffe höchstens in Ansätzen zu gelingen: zwischennationale Verständigung ergab sich nur in Einzelfällen, weitaus öfter kam es zu Eskalationen. Den sozialen Unruhen und Attentaten von Seiten der Sozialdemokraten und Sozialisten versuchte die Regierung einerseits durch harte Bestrafungen, andererseits mittels sozialer Maßnahmen, wie Versicherungen und Arbei-

terschutzgesetzen, zu begegnen (vgl. Buchmann, 2003, S. 109–131). Gleichwohl sind die Jahrzehnte nach der Teilung Österreichs als „das goldene Zeitalter der österreich-ungarischen Monarchie“ (Vajda, o.J. in Ciuffoletti, 2001, S. 12) in die Geschichte eingegangen: eine Zeit der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Blüte, in der die Demokratisierung vorangetrieben wurde, das weiläufige Reich durch Eisenbahnen erschlossen und für die Industrialisierung und wirtschaftlichen Aufschwung geöffnet wurde, die Stadtplanung und Entwicklung ein nie gekanntes Ausmaß erreichte und Wien zur Musik- und Kulturhauptstadt mit Weltrang avancierte (vgl. Ciuffoletti, 2001, S. 16f).

Deutschland, das durch seine rasante Entwicklung schnell zu einer industriellen Spitzenposition unter den Großmächten aufstieg, hatte neben seinem Balanceakt im europäischen Mächtegleichgewicht auch innenpolitisch mit Herausforderungen zu kämpfen. Nachdem sich das Bürgertum infolge der Vereinigung mit dem neuen Obrigkeitsstaat arrangiert hatte, eröffneten sich zwei neue Konfliktgruppen, die eine Stabilisierung der inneren Zustände verhinderten: Bismarcks Kampf gegen die Sozialdemokraten und ihre Forderungen hatte, ähnlich wie in Österreich, die Form einer Doppelstrategie der Verfolgung und Unterdrückung durch das über zehn Jahre geltende Sozialistengesetz einerseits sowie der Aussöhnung und Annäherung mittels politischer Maßnahmen der Sozialgesetzgebung andererseits. Die zweite Auseinandersetzung führte der preußisch-protestantische Einheitsstaat in Form eines Kulturkampfes gegen die katholische Kirche und die von ihr mobilisierte katholische Bevölkerung (vgl. Haupt & Würffel, 2008b, S. 13–15). Beide Konflikte gelangten während der Regierungszeit Bismarcks zu keiner Lösung, stattdessen formierten sich aus dem jeweiligen Widerstand politisch starke Massenparteien und es kam zu einer „nachhaltige[n] Vergiftung des innenpolitischen Klimas“ (ebd., S. 15).

### **2.1.3 Fin de Siècle**

Mit dem nahenden Ende des 19. Jahrhunderts begann sich überall in Europa eine Endzeitstimmung auszubreiten. Deutschland hatte mit der 1890 erfolgten Entlassung des Kanzlers Bismarck seinen charismatischen Lenker verloren, doch zugleich die Spannungen und die Zerrissenheit im Inneren behalten. Die Donaumonarchie wurde von einer zunehmenden Politisierung und den verhärteten, sich immer gewaltsamer aufdrängenden nationalen Interessen zermürbt (vgl. Ciuffoletti, 2001, S. 21).

„Die beiden Jahrzehnte vor und nach 1900 waren Zeiten eines forcierten Umbruchs, der alle Lebensbereiche erfaßte und den Menschen ein hohes Maß an Mobilität und Veränderungsbereitschaft abverlangte“ (Ullrich, 1999). War die Gründerzeit in Mitteleuropa noch von Aufbruchsstimmung, von Selbstbewusstsein, Tatkraft und Veränderungsdrang erfüllt, so war die Epoche des sogenannten Fin de Siècle das gerade Gegenteil. Allgemeine

Krankheitssymptome dieser Epoche waren „Reizbarkeit und Nervosität, Größenwahn und Exzentrik, Angst und Verunsicherung“ (Haupt & Würffel, 2008b, S. 5). Während ihr Ende mit Ausbruch des 1. Weltkriegs 1914 genau datiert werden kann, lässt sich ihr Beginn nur ungefähr in der Mitte der 1880er Jahre ansiedeln (vgl. ebd., S. 1f). Allgemein herrschte ein Bewusstsein, vor unabwendbaren gesellschaftlichen Veränderungen zu stehen, die gleichermaßen herbeigesehnt wie gefürchtet wurden. Das Proletariat wartete auf den Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft in der Hoffnung auf eine sozialistische Zukunft. Das Bürgertum erkannte die „ganze Brüchigkeit der herrschenden Ordnung“ (Riebeck, 1965, S. 102). Grund für die Erschütterung dieser Ordnung waren insbesondere die Entwicklungen, welche durch die Fortschritte in Wirtschaft, Technik und Industrie angestoßen worden waren: Naturwissenschaftler machten bahnbrechende Entdeckungen, die bestehende Weltbilder auf den Kopf stellten. Die bisherigen Grenzen der Erkenntnis wurden überschritten, aber längst konnte die neue Wissens- und Erkenntnisfülle von den Menschen nicht mehr überschaut werden. Röntgenstrahlen und Radioaktivität wurden entdeckt, Relativitäts- und Quantentheorie entwickelt (vgl. ebd., S. 102–104). Benzinmotoren, Telefon, Fernsehen und Kino begannen die Welt zu verändern, Aspirin, Staubsauger und Fließband hielten Einzug in die Gesellschaft.

Die, durch die technischen Errungenschaften verursachte, allgemeine Beschleunigung des Lebens und der fortwährende Wandel löste in der Gesellschaft Ängste und Krisensymptome aus. Dabei waren die traditionellen Autoritäten Kirche und Staat längst infrage gestellt und weder in der Lage bestehende Probleme zu lösen, noch Halt in einer sich rasch verändernden Welt zu geben. Stattdessen riefen die unzähligen Strömungen, Vereine und Gruppierungen, die als Leitbilder und Orientierungsangebote dem Bedürfnis der Zeit entsprangen, noch mehr Verwirrung und Destabilisierung hervor. Bürgerliche und künstlerische Kreise reagierten mit Flucht vor der Welt, der Suche nach Ersatzreligionen und sinnstiftender Spiritualität, aber auch mit einem überhöhten Sendungsbewusstsein und Elitedenken (vgl. Haupt & Würffel, 2008, S. 4-8). Dabei war das Bildungsbürgertum einer besonderen Verunsicherung ausgesetzt. Im Zuge des allgemeinen gesellschaftlichen Wandels hatte diese staatstragende sowie norm- und wertgebende elitäre Schicht im Mitteleuropa des ausgehenden Jahrhunderts einen herben Funktionsverlust erlitten. Wirtschaft und Technik sowie deren Vertreter drängten immer mehr in den Vordergrund, Bücher und Kultur verkamen zur Massenware, die sich plötzlich auf dem freien Markt einer wachsenden Unterhaltungsindustrie behaupten musste (vgl. ebd., S. 7). Auch das neuhumanistische Bildungsideal, das getragen vom Bildungsbürgertum über ein ganzes Jahrhundert mitteleuropäischer Geistesgeschichte geprägt hatte, wurde von neuen, den modernen Entwicklungen entsprungenen Weltanschauungen und Denkweisen verdrängt,

wie dem Nationalismus, dem Sozialdarwinismus, dem Nietzscheanismus, dem Positivismus oder dem Kulturpessimismus (vgl. Wehler, 1995, S. 1271). Nach wie vor stand außerdem das ungelöste Problem von Integration und Besserstellung einer sich beständig ausdehnenden Arbeiterklasse im Raum. Besondere Spannungen verursachte dieser gesellschaftliche Konflikt in der noch jungen deutschen Nation, da sich hier infolge der jahrelangen systematischen Verfolgung und Ausgrenzung des organisierten Proletariats frühzeitig eine starke, marxistisch orientierte, sozialdemokratische Arbeiterpartei gebildet hatte, die in ihrem beständigen Anwachsen von Staat und Bürgertum nur umso mehr als Bedrohung wahrgenommen wurde (vgl. ebd., S. 1273f). Im Bereich der Wirtschaft sorgten die unberechenbaren Konjunkturschwankungen für ein gehöriges Maß an Verunsicherung. Deutschland hatte sich in der zweiten Jahrhunderthälfte innerhalb kürzester Zeit vom überwiegend ländlich geprägten Agrarraum zum hochindustrialisierten Forschungs- und Produktionsland entwickelt (vgl. Fischer, 1978, S. 12). Ohne vorherige Konjunkturerfahrungen verband die fortschrittsgläubige Gesellschaft der Gründerzeit Industrialisierung mit einem fortwährenden Aufschwung und wurde von der Weltwirtschaftskrise und anschließenden Depression 1873 schwer erschüttert. Die in den Folgejahrzehnten anhaltenden Konjunkturstörungen und unberechenbaren Wechsel sorgten in der jungen Industrialisation für eine Atmosphäre der Unsicherheit und Bedrohung und verschärften den ohnehin bestehenden Klassenkampf (vgl. Wehler, 1995, S. 1258f).

Auch in Österreich-Ungarn verstärkten die wirtschaftlichen Schwankungen die allgegenwärtige Krisenstimmung, wobei die Doppelmonarchie insgesamt langsamer und damit krisensicherer in ihrer industriellen Entwicklung voranschritt, als die deutschen Nachbarn. Wie Deutschland hatte auch Österreich-Ungarn mit dem Aufkommen von Massenparteien, wie der Sozialdemokratie, und deren Forderungen umzugehen. Die nach wie vor vorherrschende Problematik aber waren die nationalen Spannungen und Auseinandersetzungen, die sich in einem lähmenden Parlamentarismus ebenso wie in „bürgerkriegsähnlichen Zuständen“ (Fischer, 1978, S. 14) ausdrückten. Nach dem Ende des Taffee-System, das zumindest ein labiles Gleichgewicht aufrechterhalten hatte, glichen die Jahre von 1894-1914 in Österreich einer unterschwelligsten Staatskrise, aus der weder Kaiser, Regierung noch Untertanen einen Ausweg wussten (vgl. Buchmann, 2003, S. 170). Österreich und besonders Wien galten damals als Konzentration der Fin-de Siècle Stimmung und Entwicklungen. Hier konnten in einer Art „Probestation des Weltuntergangs“ (Riebeck, 1965, S. 103) die Geschehnisse, Bewegungen und Entwicklungen der Zeitenwende beobachtet und nachvollzogen werden, hier zeigten sich alle zeitgenössischen Problematiken in durchdringender Schärfe und verlangten nach Lösungen. Diese Situation bescherte der Doppelmonarchie großartige wissenschaftliche und kulturelle Leistungen in

den Vorkriegsjahren, implizierte aber auch die zukünftigen Problematiken des Totalitarismus und Antisemitismus (ebd., S. 102-105). Außenpolitisch hielt sich Österreich-Ungarn weiterhin an Deutschland, obwohl europaweit keine friedenssichernden Bündnisse mehr zustande kamen. Stattdessen wurde Österreich in Folge der internationalen Isolation Deutschlands von den anderen Großmächten ebenfalls ausgegrenzt. Die verstärkte Orientierung Österreichs zum Balkan und die Annexion Bosnien-Herzegowinas brachte zudem neue Konflikte mit Russland und Serbien (vgl. Buchmann, 2003, S. 131).

Deutschland befand sich spätestens seit der Entlassung Bismarcks und dem Kurswechsel, den Wilhelm II. und die nachfolgenden Kanzler vornahmen, gesellschaftlich und politisch im Klima einer Endzeitstimmung. Hatte der charismatische Kanzler es während seiner Amtszeit geschafft, die halbhegemoniale Stellung der jungen Nation gegenüber den anderen Großmächten auszubalancieren, so war ihm im Inneren doch keine Stabilisierung der gesellschaftlichen Zustände gelungen (vgl. Haupt & Würffel, 2008b, S. 11f). Die Regierung König Wilhelms II. konnte die bestehenden Spannungen nicht auflösen, sondern lenkte sie, wie schon Bismarck dies begonnen hatte, im wachsenden Imperialismus und dem Ringen mit anderen Kolonialmächten um einen „Platz an der Sonne“, nach außen ab (vgl. ebd., S. 16). Das Grundgefühl des wilhelminischen Deutschlands war gleichermaßen geprägt von Selbstbewusstsein und Zukunftsangst, der Begeisterung für alles Moderne und der Sucht nach Beschleunigung, aber auch von einem Festhalten an Altbekanntem und Traditionellem. Der Wandel und Fortschritt in Wirtschaft, Technik und Wissenschaft wirkte auf die Menschen sowohl faszinierend, als auch bedrohlich (vgl. Ullrich, 1999). Die Politik unter Wilhelm war deutlich sprunghafter und unberechenbarer geworden und signalisierte den anderen Kräften in Europa nicht mehr eine defensive, ausgleichende Haltung, sondern im Gegenteil ein „unbändige[s] Großmachtstreben“ (Haupt & Würffel, 2008b, S. 19), das zur internationalen Isolation Deutschlands führte und einen Zweifrontenkrieg immer wahrscheinlicher machte. Grund dafür war insbesondere Kaiser Wilhelm selbst, der durch seine unbesonnenen Äußerungen, aggressiven Reden und eigenmächtige Handlungen immer mehr zum Repräsentant einer weltmachthungrigen, überheblichen deutschen Nation wurde (vgl. ebd., S. 17-19). Dabei spiegelten sein Auftreten und seine Meinung eine Art deutsche Kollektivmentalität wieder: Für seine Staatsbürger war er „Verfechter und Vollstrecker ihrer Ideen, der Repräsentant ihres Weltbilds. Die meisten Deutschen der wilhelminischen Ära waren nichts anderes als Taschenausgaben, verkleinerte Kopien, Miniaturausdrucke Kaiser Wilhelms“ (Friedell 1996 in Fesser, 2009, S. 8). Im Fin de siècle, als dem Zeitalter des Imperialismus, fanden sich die europäischen Großmächte auf der Suche nach neuen Absatzmärkten für ihren wirtschaftlichen Aufschwung und durch die Auslagerung ihrer innenpolitischen Schwierigkeiten zunehmend in

weltpolitisches Ringen, Flottenaufbau und Aufrüstung verstrickt. Zum Zeitpunkt der Ermordung des österreichischen Kronprinzenpaares in Sarajevo hatte sich die weltpolitische Lage an diversen Krisen bereits so zugespitzt, dass ein Krieg nur die logische Konsequenz war (vgl. Haupt & Würffel, 2008b, S. 16–19). Eine Konsequenz, die nicht nur Thomas Mann, sondern auch die überwältigende Mehrheit seiner Zeitgenossen als Erlösung von einer spannungs- und krisengeladenen Friedenszeit wahrnahmen (vgl. ebd, S. 2):

*„Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte? Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden und eine ungeheure Hoffnung.“ (Mann, 1974, S. 533)*

#### **2.1.4 Geistes- und naturwissenschaftliche Strömungen im 19. Jahrhundert**

Neben den gesellschaftlichen und politischen Vorgänge einer Zeit sind es die weltanschaulichen und kulturellen Strömungen, die gedanklichen Systeme und wissenschaftlichen Theorien, in denen sich Menschen bewegen, die sie zum Verständnis der Welt heranziehen, mit denen sie sich ausdrücken und die ihre Persönlichkeit prägen. Dabei sind geistige und kulturelle Entwicklungen eng mit dem politischen und gesellschaftlichen Zeitgeschehen verbunden: Sie reagieren aufeinander und beeinflussen sich gegenseitig. So können Revolutionen sich in bestimmten Kunst- und Literaturreichtungen niederschlagen oder neue Gedankensysteme provozieren, während philosophische und kulturelle Entwicklungen ihrerseits Auswirkungen auf Politik, Wissenschaft und die Lebenswelt der Menschen haben (vgl. Rehfus, 2012, S. 6). Aus diesem Grund soll hier ein Überblick über die wichtigsten philosophischen und wissenschaftlichen Ansichten und Entwicklungen im 19. Jahrhundert gegeben werden, in Verbindung mit den zeitgleich stattfindenden kulturellen Strömungen, insofern sie für eine Betrachtung der Persönlichkeit Rudolf Steiners von Bedeutung sind.

Das 19. Jahrhundert ist gekennzeichnet von der spannungsreichen Auseinandersetzung verschiedenster miteinander konkurrierender Weltanschauungen, die entweder wie die Religion oder Philosophie seit alters her Erklärungen für den größeren Zusammenhang von Mensch und Welt gaben, oder wie die Naturwissenschaften und die sich im Gegenzug davon absetzenden neueren Geisteswissenschaften, moderne und oft spezielle Erklärungsansätze in einzelnen Lebens- oder Wissensbereichen entwickelten. Hatte die Kirche und mit ihr die Religion, spätestens im Zuge der Aufklärung, einen Großteil ihrer Deutungshoheit eingebüßt, bahnte sich ähnliches nun in dem Gegensatz einer naturwissenschaftlichen und einer philosophischen Weltanschauung an. Die Naturwissenschaften erhielten nicht nur dank ihrer Erkenntnisse und Fortschritte zunehmend Einlass in das

zeitgenössische Denken, sondern überzeugten durch ihre praktische Wirksamkeit in den verschiedensten Lebensbereichen, sei es in der Technik, der Medizin, der Physik oder der Biologie. Hier waren Ergebnisse und Fortschritt offensichtlich und die empirische Naturerfassung sowie der Objektivitätsanspruch der dadurch gewonnenen Ergebnisse schien den gedanklichen und spekulativen Fundamenten philosophischer Systeme überlegen (vgl. Bayertz u.a., 2007, S. 7-9). Dabei bildeten Philosophie und Naturwissenschaft ursprünglich eine Einheit im Verfolgen desselben Ziels nämlich eines Zugewinns an Erkenntnis über die Zusammenhänge und Grundlagen der Welt und das Wesen der Dinge. Erst mit dem „Siegeszug der exakten Naturwissenschaften“ (Ullrich, 2010, S. 20), die sich von einem idealistischen Übersystem und der Wesensfrage abwandten, vollzog sich die Trennung. Als Folge entstanden innerhalb der Philosophie Richtungen, die sich ihrerseits von den Naturwissenschaften entfernten oder sich ihnen wiederum anzunähern versuchten.

Die letzte Einheit von Philosophie und Wissenschaft in einem übergeordneten, vernunft-metaphysischen System bildete der Deutsche Idealismus, der zugleich den philosophischen Auftakt in das 19. Jahrhundert darstellte (vgl. ebd., S 19f). Hatte Kant kurz zuvor die gesamte philosophisch denkende Welt revolutioniert und die Aufklärung überwunden, indem er die Grenzen der Vernunft aufzeigte, schrieben die deutschen Idealisten Fichte, Schelling und Hegel im Versuch einer Weiterführung und Verbesserung Kants, der Vernunft wieder metaphysische, also über das Erfahrbare hinausreichende, Fähigkeiten bis hin zur „Erfassung des Absoluten“ (Wuchterl, 2000, S. 133) zu. Die historische Ausgangslage des deutschen Idealismus bildete eine doppelte Revolution: die das Denken revolutionierende Transzendentalphilosophie Kants und die Französische Revolution. Beide bedeuteten einen Umsturz der bisherigen Ordnung und forderten eine neue Deutung von Selbst- und Weltverständnis vor dem neuen Epochenbegriff der Freiheit des Menschen. Vor diesem Hintergrund trafen sich Hegel, Schelling und Fichte mit bisweilen gegensätzlichen Akzenten, doch in einer insgesamt einheitlichen, spekulativ-idealistischen Weltanschauung, die die Wirklichkeit als etwas Geistiges ansah und sich auf das Prinzip der Vernunft stützte. Zur gleichen Zeit prägten Goethe, die Epoche der Romantik und der Beginn der naturwissenschaftlichen und industriellen Entwicklungen den deutschsprachigen Raum (vgl. Gamm, 1997, S. 11-22). Das Wirken Goethes wies keine nähere Verbindung zum Idealismus auf, doch griff der Universalgelehrte späteren weltanschaulichen Entwicklungen voraus. Goethe vertrat eine monistische Weltansicht, die in der geistigen Idee das Wesen der Dinge sah und schon vor Darwin ließen ihn seine naturwissenschaftlichen Studien eine Entwicklung der Arten erkennen. Dagegen stand der Idealismus mit der Romantischen Schule und ihren Vertretern Novalis, den Brüdern Schlegel und Hölderlin, die sich gleichermaßen als Dichter und Philosophen sahen, geistesgeschichtlich in enger

Verbindung. Die Romantiker strebten ebenfalls nach dem harmonischen Ganzen, der Einheit, die Kant bereits postuliert, aber nicht erreicht hatte und um die die Idealisten rangen. Gleichwohl lag in der romantischen Hinwendung zur nationalen Vergangenheit eine Bestärkung des aufkommenden Historismus, der den Idealismus ablösen sollte (vgl. Steenblock, 2007, S. 234). Mit dem Niedergang des Idealismus nach Hegels Tod endete das „Zeitalter der großen Ideen, Visionen und Vollendungen“ (Wuchterl, 2000, S. 142) und es begann eine Epoche großer Umbrüche einerseits und der Nachahmung andererseits.

Die Industrialisierung, die Fortschritte in den exakten Naturwissenschaften, die politische Durchsetzung des Bürgertums und der sozio-ökonomische Wandel, alle diese Entwicklungen zogen Veränderungen nach sich, die einer spekulativ-idealistischen Weltanschauung abträglich waren. Fortan war die Philosophie vor allem von einer Auseinandersetzung um die Position des Idealisten Hegel gekennzeichnet, die hauptsächlich im religionsphilosophischen und politischen Bereich geführt wurde. Ein umfassendes und einheitliches Weltanschauungssystem schien nicht mehr möglich, so dass sich Philosophie auf zahlreichen verschiedenen Themengebieten zu spezialisieren begann (vgl. Rehfus, 2012, S. 11). Als Kritik an den „idealistisch-spekulativen Kategorien wie etwa Vernunft, Idee oder Gott“ (ebd., S. 12) und in Anlehnung an die Bedürfnisse der Zeit, herrschte in der nachidealistischen Philosophie nun ein Rückbezug auf materialistische Grundlagen, anhand historischer, menschenkundlicher und physiologischer Tatsachen. Vernunft galt nicht länger als maßgeblich und handlungsbestimmend, stattdessen trat der Wille seine Herrschaft über den Menschen an. Vergeistigung war nicht länger Ziel des Menschen, als Träger des Willens rückte der Körper in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, Verleiblichung, Materialisierung, Bezug zur sinnlich erfassbaren Welt und Wissenschaft wurden gefordert (vgl. Ullrich, 2010, S. 19). Die Nachfolger und Kritiker Hegels spalteten sich in die Rechtshegelianer, die sich philosophiehistorischen Studien widmeten, und die Linkshegelianer, deren bedeutendste Vertreter der Religionskritiker Feuerbach und der Sozialökonom Marx waren. Die Linkshegelianer wandten sich der materiellen Seite der Lebenswirklichkeit zu, sowohl um Erklärungen zu finden, als auch um Veränderungen zu bewirken (vgl. Rehfus, 2012, S. 12–14). Diese Haltung hing ebenfalls eng mit dem politischen Geschehen der ersten Jahrhunderthälfte zusammen, die geprägt war von den Spannungen und der Repression des Vormärz. Hegels Theorie in Bezug auf den Staat und die Freiheit des Einzelnen schienen an der Wirklichkeit gescheitert. Die Antwort darauf war die Herausbildung revolutionärer Gedanken und Forderungen nach einer praktischen, die Welt verändernden Philosophie, wie sie ihren Höhepunkt in Marx und Engels dialektischem Materialismus erreichte, der sich auf einer naturwissenschaftlichen Grundlage dem Positivismus annähert. Das 1848 veröffentlichte Manifest der kommunistischen Partei wurde zur wissen-

schaftlichen Grundlage der europaweiten Arbeiterbewegung, wobei Marx Gedanken ihren Einfluss erst um die Jahrhundertwende voll zu entfalten begannen. In der Wandlung vom Idealismus zum Materialismus und der Ablösung der Spekulationen durch Utopien, zeigte sich ein deutlicher Bruch mit der idealistischen Tradition (vgl. Wuchterl, 2000, S. 145-148).

Dieser wurde noch vertieft durch herausragende eigenständige Denker wie Kierkegaard, Schopenhauer und Nietzsche. Schopenhauer bewegte sich in seinem pessimistischen Weltbild zwischen der traditionellen Metaphysik, indem er die Welt als bloße Vorstellung betrachtete, und der nachidealistischen Lebensphilosophie, indem er den Willen zum vorherrschenden Prinzip erklärte (vgl. Rehfus, 2012, S. 16). Der große Bewunderer Kants war ein ebenso großer Kritiker der deutschen Idealisten und meinte die Erlösung aus dieser Welt des Leidens wäre, im Sinne der buddhistischen Lehre, nur durch „konsequente kontemplative Askese“ (ebd., S. 17) oder momentweise aufgrund von Kunst und Humanität möglich. Daher verwundert es nicht, dass Schopenhauers Pessimismus in Kunst, Musik und Literatur intensive Aufnahme erfuhr, wenn auch größtenteils posthum. Schriftsteller wie Thomas Mann und Leo Tolstoi, der Musikdramatiker Richard Wagner, die Forscher des Unbewussten Sigmund Freud und Carl Gustav Jung sowie die großen Denker Sören Kierkegaard und Friedrich Nietzsche, fanden in ihm eine Quelle der Inspiration und ließen sich von seinem Werk beeinflussen (vgl. Der Spiegel, 1967). Vor allem Nietzsche griff die Willensphilosophie und die vernunftkritische Position Schopenhauers auf und entwickelte sie weiter. In seiner Kulturkritik war er aber ungleich existenzieller als sein Vorgänger – radikal stellte er die Fundamente der gesamten abendländisch-christlichen Weltordnung in Frage, indem er alle traditionellen Leitbegriffe der Philosophie angriff: Wahrheit, Vernunft, Werte, Moral und Gott. Er räumte der Kunst ebenfalls einen bedeutenden Platz unter allen menschlichen Tätigkeiten ein und seine wortgewaltige Forderung nach einer autonomen Lebensgestaltung durch den Übermenschen, wie auch die Auslotung der menschlichen Abgründe, hatten ihrerseits eine enorme Wirkung auf die Literatur und die Kunst des Fin de Siècle. Bekanntheit erlangten Nietzsches Gedanken aber erst in der Zeit seiner geistigen Umnachtung und nach seinem Tod, weshalb er der völkisch-nationalistischen Umdeutung seiner unvollendet gebliebenen Philosophie der Zukunft, die sich um die Leitmotive des Willen zur Macht und die ewige Wiederkehr des Gleichen drehte, nichts entgegenzusetzen hatte (vgl. Wuchterl, 2000, S. 149–151). Feuerbach, Nietzsche, Kierkegaard und Schopenhauer, alle brachen mit der idealistischen Vorstellung einer jenseitigen, wahren und unveränderlichen Welt, in der die Menschheit Sinn und Erfüllung finden könnte und wandten sich stattdessen dem menschlichen Individuum als einem leiblichen, sinnlichen, in dieser Welt verankerten, leidenden und suchenden Wesen und seiner unmittelbaren Lebenswirklichkeit zu (vgl. Rehfus, 2012, S. 55, 66, 93f).

Eine weitere, eigenständige philosophische Position, die den Idealismus teilweise ablöste, war der bereits erwähnte Historismus. In ihm fand ein historisches Denken, das Kunst, Recht, Religion und Philosophie nicht mehr als idealistisch zeitlos, im Sinne einer gesetzmäßig ablaufenden Universalgeschichte verstand, sondern sie kontextualisiert betrachtete, seinen Ausdruck. Um die Etablierung dieser Haltung hat sich der Philosoph und Pädagoge Wilhelm Dilthey besonders verdient gemacht. Dieser betrieb eine historische Grundlegung der Geisteswissenschaften, deren Begriff er in rigoroser Abgrenzung zu den zunehmend dominierenden Naturwissenschaften und dem zeitgenössischen positivistischen Denken prägte. Denn der Positivismus, als Versuch die Philosophie einer mathematisch und empirischen Vorgehensweise anzupassen, befand sich ebenso auf dem Vormarsch wie Naturalismus und Materialismus, die in Form naturwissenschaftlicher Theorien Teil philosophischer Erkenntnistheorien wurden und somit das öffentliche Bewusstsein eroberten.

Die Erkenntnisfortschritte in Biologie, Physik, Medizin, Chemie und Technik führten dazu, dass die Menschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Überzeugung lebten, in den Naturwissenschaften das Gebiet der eigentlich zukunftsweisenden Entwicklungen vor sich zu haben (vgl. ebd., S. 18-21). Die Gewinnung von Elektrizität, Telekommunikation, Stromerzeugung und Beleuchtung, die Begründung der Bakteriologie, die Fortschritte in Biochemie und Agrarchemie, die Aufstellung der Zelltheorie, der Evolutionstheorie, die Erforschung der Genetik, die Errungenschaften der Ingenieur- und Naturwissenschaften veränderten die Lebenswirklichkeit der Menschen von Grund auf und prägten ihr Bewusstsein zutiefst (vgl. Brückmann, 2011, S. 110). Empirische Forschung und Logik hatten Glaube und Vernunft abgelöst. Darwins Evolutionstheorie, 1859 veröffentlicht, bildete hierfür ein glänzendes Beispiel. Diese rein biologische Abstammungslehre der Arten verband der Zoologe Ernst Haeckel mit der Vorstellung einer stetigen Höherentwicklung alles Seins und der monistischen Ansicht einer materiellen Ursubstanz zum weltanschaulichen Evolutionismus, der mithin populärsten wissenschaftlichen Weltanschauung des ausgehenden Jahrhunderts. Mit dieser monistischen Sichtweise bewegte sich Haeckel sehr nah an der idealistischen Naturauffassung und dem Monismus Goethes, wenn auch seine Herangehensweise eine durch und durch materialistische war (vgl. Ullrich, 2010, S. 20f). Darwins Lehre fand in vielerlei Gestalt Anwendung außerhalb der Biologie und wurde zum Beispiel als „Sozialdarwinismus“ ungefiltert auf die menschliche Gesellschaft übertragen, was zu den verschiedensten, teilweise abstrusen, teilweise folgenschweren Interpretationen und Vorstellungen führte: völkisches und rassistisches Gedankengut eines Graf Gobineau und H.S. Chamberlain, der ideellen Wegbereiter Hilters, die Lehre der Eugenik und die Rechtfertigung des Kapitalismus (vgl. Hübel, 1984, S. 308). Aus dem Bedürfnis

Philosophie zu verwissenschaftlichen entstand daneben die, das spätere 19. Jahrhundert dominierende, Strömung des Neukantianismus, die im Rückgriff auf Kant und unter Einbeziehung der wissenschaftlichen und technischen Fortschritte eine neue, tragfähige Erkenntnistheorie aufstellen wollte (vgl. Rehfus, 2012, S. 22). Bedeutende Vertreter waren hier Cohen und Natorp, die Kants transzendente Methode in einer allgemeinen Kulturtheorie auf „Ethik, Ästhetik, Geschichts- und Religionsphilosophie“ (ebd., S. 23) übertrugen. Wie das naturwissenschaftliche Denken auf die gesamte Breite des geistigen Lebens übergriff, zeigte sich daneben auch in der Literaturepoche des Naturalismus.

Neben diesen Hauptströmungen der Philosophie und naturwissenschaftlichen Theorien existierten zahlreiche Bewegungen, Richtungen, Kreise und Gruppierungen, die das Denken der Menschen in diesen Zeiten des Umbruchs beeinflussten und beschäftigten. Oftmals verbanden sich dabei religiöse, philosophische, kulturelle und politische Hintergründe zu einem volltönenden Konzert, in dem unterschiedlichste Ansätze zusammenfanden, ohne dass man die verschiedenen Einflüsse voneinander hätte trennen können. Liberalismus, Konservativismus, Sozialismus und Anarchismus beschäftigten das staatsphilosophische Denken, Nationalismus und Pangermanismus hatten Einfluss auf die Kunst wie auf das Identitätsgefühl des Einzelnen, Nietzsche prägte alle ihm nachfolgenden Stile von Naturalismus über Jugendstil, Impressionismus bis hin zum Expressionismus, die bürgerliche und adelige Gesellschaft suchte Orientierung in Ersatzreligionen die von Buddhismus, Mystizismus und Theosophie über Vegetarismus und Kunst bis hin zu Rasse und Volk reichten (vgl. Fischer, 1978, S. 66f). Die Versuch einer Befreiung des Individuums von den Zwängen der Konvention wie auch der zunehmenden Entfremdung rief in der bürgerlichen Gesellschaft eine vielgestaltige Lebensreformbewegung hervor und in der Künstlerschaft einen zuvor unbekanntem Pluralismus an Stilen.

## **2.2 Aufwachsen im Vielvölkerstaat**

Ein Biograph Steiners bezeichnet das Europa, in welches der Gründer der Anthroposophie hineingeboren wurde als „eine Art versunkenes Märchenland“ (Lachman, 2008, S. 19). Wie viel mehr muss dieses Bild für das Reich der Habsburger gelten, das als aufsteigende Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, regiert von Kaiser Franz Joseph und seiner Kaiserin Sissi, neben all seinen Widersprüchen und Konflikten eine blühende und verschwenderische kulturelle wie gesellschaftliche Vielfalt an den Tag legte. In die Anfangszeit der Doppelmonarchie, auch das „Goldene Zeitalter Österreichs“ genannt, fallen Steiners Kindheit und Jugend. Hier erlebte er, wie auch seine berühmten Landsleute und Zeitgenossen Freud, Husserl, Schnitzler, Mahler, Herzl und Bahr den Zeitgeist des technisch-ökonomischen Wandels, die Gründung des deutschen Nationalstaats, Gründer-

boom und -krise, die Revolution der Verkehrs- und Kommunikationsmittel und den Beginn moderner Massenkultur (vgl. Gebhardt, 2011, S. 35). Hier prägten ihn als Zeitströmungen einerseits der Nationalitätenkonflikt der verschiedenen Ethnien des Vielvölkerstaats, andererseits das Volkstum der deutschsprachigen Bevölkerung. Auch wenn Steiner nach seiner Wiener Studienzeit nur noch zu Besuchen und Vorträgen in die Donaumonarchie kam, waren seine österreichischen Wurzeln doch fest in seinem Wesen verankert.

### 2.2.1 Österreich-Ungarn 1861-1878

*„Österreich ist kein Staat, keine Heimat, keine Nation. Es ist eine Religion. Die Klerikalen und klerikalen Trottel, die jetzt regieren, machen eine sogenannte Nation aus uns; aus uns, die wir eine Übernation sind, die einzige Übernation, die in der Welt existiert hat.“ (Roth, 1972, S. 175)*

Im Herbst 1860, kurz vor Rudolf Steiners Geburt, begann nach einem Jahrzehnt des Neoaabsolutismus und der kaiserlichen Reformpolitik für die Habsburgermonarchie eine konstitutionelle Ära, in der die Deutschliberalen bis 1879 fast durchgehend die Regierung stellten. Ihre Interessen galten dem Großbürgertum, einer freien Marktwirtschaft, dem Demokratisierungsprozess sowie der sozialen und wirtschaftlichen Überlegenheit der Deutschen im Reich, wobei ihre Ansätze durchaus auch föderalistisches Gedankengut aufwiesen. Daneben waren die Liberalen zudem um eine Einschränkung der Macht von Adel und Kirche bemüht, was die Aufhebung des Konkordats und die Erlassung des Reichsvolksschulgesetzes zur Folge hatte (vgl. Buchmann, 2003, S. 113). Die skeptische Einstellung der Liberalen zur Institution Kirche sowie den Fragen nach Religion und Glauben im Allgemeinen, spiegelte den Zeitgeist wieder: Zweifel, Kritik und Fortschrittsgläubigkeit prägten das Bewusstsein der Menschen, Kirche und Religion verloren im selben Maße an Einfluss, wie Technik und Naturwissenschaften als Erklärungsgrundlagen einer komplizierten, modernen Welt an Bedeutung gewannen.

Bei der innenpolitischen Umsetzung liberaler Reformen trat das zunehmende Nationalitätenproblem der Monarchie zutage, da insbesondere die Ungarn alles boykottierten, was im föderalistischen Sinne wirkte. Die Oppositionen der stärksten Nationalitäten drohten die Regierung immer wieder zu lähmen, welche zwischen Föderalismus und Zentralismus schwankte ohne den Forderungen und Autonomiebestrebungen der verschiedenen Ethnien gerecht werden zu können (vgl. Ciuffoletti, 2001, S. 11f). Die Donaumonarchie war zu diesem Zeitpunkt der zweitgrößte europäische Staat nach dem Zarenreich. Die Bevölkerung setzte sich im Wesentlichen aus fünfzehn verschiedenen Nationalitäten zusammen, mit den Deutschen, den Ungarn, bzw. Magyaren und den Slawen als den zahlenmäßig größten Volksgruppen (vgl. ebd., S. 7). Als Preußen unter Bismarck Österreich

1866 den Krieg erklärt, nutzte er die nationalen Konflikte indem er „an das ungarische Nationalgefühl appellierte und die Magyaren zum Abfall von Österreich bewegen wollte.“ (Riemeck, 1965, S. 74). Hatte Bismarck eine großdeutsche Annäherung schon 1863 zu verhindern gewusst, nutzte er den 1866 errungenen Sieg gegen Österreich um die zentralistische Idee eines preußisch-kleindeutschen Nationalstaats voranzutreiben. Damit begann eine Neuordnung Mitteleuropas in zwei Großmächte, die keine föderalistische Staatenkonstruktion sondern eine Stärkung nationaler Egoismen forcierte (vgl. ebd., S. 68-72). Der Deutsche Bund, Nachfolger des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, war zerschlagen. Österreich, das jahrhundertlang an der Spitze des deutschen Reichsverbands gestanden hatte, wurde aus seinen traditionellen Wirkgebieten, die Oberitalien und Deutschland mit einschlossen, gedrängt, seine Zugehörigkeit zu Deutschland aufgekündigt. 1871 wurde sein Ausschluss im Zuge der deutschen Reichsgründung vollendet. „Ihr glaubt, ihr habt ein Reich gegründet, und habt doch nur ein Reich zerstört“ (Buchmann, 2003, S. 107) kommentierte Grillparzer dieses Vorgehen Preußens. Man kann davon ausgehen, dass das Groß der Deutschösterreicher darüber ähnlich empfand, wenn es auch weiterhin an der Zugehörigkeit zur deutschen Kultur- und Geistesgeschichte festhielt. Darüber hinaus hatte die Habsburgermonarchie nicht nur mental die Niederlage im Bruderkrieg und den Ausschluss aus Deutschland, sondern auch eine hohe Kriegsschuldung zu verkraften (vgl. ebd.).

Eine weitere Folge des verlorenen Kriegs war der ein Jahr später erfolgende Ausgleich mit Ungarn. Auf Druck der Magyaren und zur Wahrung des Friedens im angeschlagenen Vielvölkerstaat bewilligte der österreichische Kaiser 1867 die staatsrechtliche Teilung des Reichs in Cisleithanien, als die österreichische Reichshälfte und Transleithanien, als Zusammenschluss der Länder der ungarischen Stephanskronen. Die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn war damit aus der Taufe gehoben und ein Dualismus begründet, der viele neue Problematiken mit sich brachte, indem er Föderalisierung verhinderte und durch einseitige Bevorzugung zweier Volksgruppen den Nationalitätenkonflikt weiter anheizte. Gemeinsam war den beiden Reichshälften das Staatsoberhaupt Franz Joseph, der zugleich österreichischer Kaiser und ungarischer König war, die Außen- und Verteidigungspolitik sowie das Finanzministerium (vgl. Buchmann, 2003, S. 109f). Innenpolitisch aber waren Österreich und Ungarn nunmehr voneinander völlig unabhängig und es entstand ein ausgeprägter, jeweils von Wien und Budapest ausgehender, Zentralismus. Die ungarische Reichshälfte war zum überwiegenden Teil von der Landwirtschaft geprägt und in ihren Agrar- und Besitzverhältnissen und gesellschaftlichen Strukturen ausgesprochen rückständig. Die Magyaren als ungarische Führungsschicht standen einer zahlenmäßigen Mehrheit anderer Nationalitäten gegenüber, die sie durch eine gezielte „Magyarisierungs-

politik“ (Riemeck, 1965, S. 76) dem ungarischen Nationalismus und ihren eigenen Klasseninteressen anzupassen versuchten. Maßnahmen wie die Einführung von Ungarisch als Amtssprache und strenge Schulgesetzgebung mussten zwangsläufig den Widerstand der anderen Nationalitäten hervorrufen, die sich jedoch für ihre Interessen und Proteste weder in Budapest bei der herrschenden Oberschicht, noch in Wien, das sich gemäß der staatsrechtlichen Trennung nicht mehr in ungarische Belange einmischen durfte, Gehör verschaffen konnten (vgl. ebd., S. 76f). Die Deutschen in den ungarischen Gebieten machten im Zuge der Magyarisierung die Erfahrung einer kulturell und sprachlich unterdrückten Minderheit anzugehören, was insbesondere für die deutschsprachigen Grenzgebiete, in denen Steiner aufwuchs, bitter war. In der Folgezeit behinderte Ungarn alle liberalen Reformversuche und Vorschläge zu einem konstruktiven Umgang mit der Nationalitätenfrage, sowohl im eigenen Hoheitsgebiet als auch für das Gesamtreich (vgl. ebd.). Die Doppelmonarchie war von Beginn an Schauplatz für die Hegemoniebestrebungen der Deutschen und Magyaren sowie den Ausgleichs- und Autonomieforderungen der dabei benachteiligten Volksgruppen (vgl. Buchmann, 2003, S. 111). Nationalismus in allen Formen und Ausprägungen von Pangermanismus bis hin zu Panslawismus waren die Folge und zeitigten eine zunehmende Verhärtung der Fronten und gleichzeitige Auflösungsstendenz des Vielvölkerstaats.

Daneben prägte die Zeit zwischen 1866 und 1873 ein ungeheures Wirtschaftswachstum. Ein nie gekanntes Ausmaß an Spekulationen im Bereich des Eisenbahn-, Industrie- und Wohnungsbaus, der zunehmende Konsum in den Städten, die Gründung zahlreicher Betriebe und eine wachsende Produktion versetzte die Gesellschaft in den Rausch der Gründerzeit, die die Industrialisierung mit einem ewigen Aufschwung gleichzusetzen schien, bis mit dem Gründerkrach ein ebenso rauschender Absturz erfolgte. Die österreichische Wirtschaft erholte sich in der anschließenden Depressionsphase zwar langsam aber kontinuierlich von der Wirtschaftskrise, wobei die Unterstützung der Liberalen und die Fortschrittsgläubigkeit in der Bevölkerung merklich zurückgingen (vgl. ebd., S. 114f). Motor der ökonomischen und industriellen Entwicklung war vor allem die Eisenbahn: Durch den Ausbau des Schienennetzes konnten die Rohstoffquellen des ausgedehnten Reichs erschlossen werden und eine Verbindung sowie Austausch zwischen den verschiedenen Gebieten, insbesondere zwischen dem industrialisierten Cisleithanien und dem landwirtschaftlichen Transleithanien, hergestellt werden (vgl. Ciuffoletti, 2001, S. 15f). Ein mehr an Arbeitsplätzen, Mobilität, Städtewachstum, Aufschwung in anderen Wirtschaftszweigen waren die ökonomischen Folgen des Eisenbahnbaus. Daneben revolutionierten Eisenbahn und Telegraphenwesen als die modernsten technischen Errungenschaften jener Zeit das Kommunikations- und Verkehrswesen. Sie verbanden die vielen

ländlichen Gebiete Österreich-Ungarns mit der industrialisierten Welt und ließen die Menschen an den kulturellen und gesellschaftlichen Veränderungen teilhaben (vgl. Gebhardt, 2011, S. 27). Die Industrielle Revolution verursachte aber auch eine Landflucht in den Agrargebieten der Monarchie, insbesondere nachdem liberale Reformen, die ab 1868 die Realteilung landwirtschaftlicher Betriebe ermöglichten, eine zunehmende Verschuldung derselben hervorriefen (vgl. Buchmann, 2003, S. 94f). Im städtischen Gebiet gewann mit der Vermehrung des Proletariats die soziale Frage an Bedeutung. Die neu entstandene Klasse der Lohnabhängigen Fabrikarbeiter musste sich an extreme Arbeits- und miserable Lebensbedingungen gewöhnen und führte dennoch oft ein Leben am Existenzminimum. Staatliche Sicherungssysteme und gesetzliche Vorschriften zum Schutz der Arbeiter existierten in dieser Phase der Industrialisierung noch nicht. Die Arbeiter wurden in den Städten räumlich und gesellschaftlich segregiert und entwickelten aufgrund ihrer gemeinsamen Lebenswelt und Problemlage ein starkes Klassenbewusstsein (vgl. ebd., S. 143-145). Da in Politik und Gesellschaft keine Lösung für das Arbeiterelend gefunden wurde, ernannte sich die Arbeiterschaft zum Kämpfer für die eigenen Interessen, errichtete ab 1867 Arbeiterbildungsvereine, gründete 1868 die ersten Gewerkschaften und organisierte sich ab 1874 in der Sozialdemokratischen Partei. Diese wurde aber aufgrund der Verfolgung durch die Regierung in Neudörfel, Ungarn gegründet, demselben Ort, an dem der junge Steiner lebte (vgl. ebd., S. 137f).

## **2.2.2 Steiners Kindheit und Jugend**

*„Steiner war schon damals unter seinen Mitschülern eine auffällige Erscheinung, ziemlich groß und schlank, lange schwarze Haare, keine niedrige ... eine hohe Stirn, unter welcher ein Paar großer, schwarzer Augen lebhaft in die Welt hinausblickten“ (Vögele, 2005, S. 24)*

Was wir über die ersten 20 Lebensjahre von Rudolf Steiner wissen, entstammt fast vollständig seinem unvollendet gebliebenen autobiographischen Werk „Mein Lebensgang“, das er gegen Ende seines Lebens, auf Bitten seiner Anhänger, schrieb (vgl. Lachman, 2008, S. 15). Die Problematik, die sich aus dieser einseitig subjektiven Sichtweise auf Steiners Lebensumstände und sein Werden ergibt, kann im Nachhinein nicht mehr beseitigt werden. Gleichwohl kann man die Informationen und Schilderungen des Rückschau haltenden „Meisters“ annehmen und unvoreingenommen versuchen, sich ein Bild von ihm zu machen. Im schlimmsten Fall geben seine Berichte über den späten Steiner mehr preis, als über sein jüngeres Ich.

Geboren wurde Rudolf Steiner im damals ungarischen, heute kroatischen Kraljevec am 27. Januar 1861. Seine Eltern, aus dem niederösterreichischen Waldviertel stammend, waren aufgrund Johann Steiners Anstellung als Telegraphist bei der österreichischen

Südbahn dorthin versetzt worden. Die Familie sollte aus nämlichem Grund auch in den kommenden Jahren nicht sesshaft werden und an vielen verschiedenen Orten Wohnung beziehen: „Mödling, Pottschach, Neudörfel, Oberlaa, Brunn am Gebirge“ (Lindenberg, 2011, S. 22). Das Gefühl der Fremde begleitete die Eltern Steiner ebenso wie später das Kind, hatte der Vater doch seine Stellung als Förster und Jäger im heimatlichen Waldviertel zugunsten des nomadenhaften Lebensstils eines Bahnangestellten aufgegeben, um Franziska Blie, Steiners Mutter, heiraten zu können. Wie zur Entschädigung versetzte die Südbahn sie an einige der schönsten Flecken Österreichs (vgl. ebd., S 22-27): Sechs Jahre seiner Kindheit verbrachte Rudolf Steiner in der Voralpenwelt Niederösterreichs, die neben der herrlichen Natur auch das technische Schauspiel der Semmeringbahn, der ersten Hochgebirgsbahn der Welt, bot. In Pottschach, wo sein Vater zum Stationsvorsteher aufstieg, war der Bahnhof nicht nur Lebensmittelpunkt des Kindes Rudolf, sondern auch Umschlagplatz und Mittelpunkt des geselligen Lebens für die Menschen vor Ort und zugleich das Tor zur Welt der Moderne (vgl. Zander, 2011, S. 17f).

Hier wurden die beiden Geschwister Steiners geboren, Leopoldine und der taubstumme Gustav, die er in seiner Autobiographie nur einmal, ohne Namen, nennt. Aus Rudolf Steiners Erinnerungen an seine Kindheit geht hervor, dass der Vater einen ungleich stärkeren Eindruck auf ihn machte, als die kaum Erwähnung findende Mutter. Zwei Jahre lang unterrichtete dieser ihn im Dienstraum des Bahnhofs, nachdem er den Sohn aufgrund eines Vorfalls von der Schule genommen hatte. Dabei fand Steiner den Unterrichtsstoff an sich langweilig, brannte aber für alles, was ihn im täglichen Leben der Station an Abläufen, Technik und Arbeit umgab (vgl. ebd., S. 16). Alles, was sein Vater tat, weckte sein Interesse und er versuchte es zu erfassen und nachzuahmen. Der Biograph Gary Lachmann merkt hierzu an, dass Steiner als Erwachsener dieses Erlebnis der Nachahmung als ein zentrales Thema in seiner späteren Menschenkunde als Grundlage der Waldorfpädagogik verarbeitet hat (vgl. 2008, S. 25). Während seiner Kindheit ging Steiner, der Bahnwärtersohn, ganz in der Welt des technischen Fortschritts und seiner Geheimnisse einerseits und der ihn umgebenden ästhetischen Natur und Bergwelt andererseits auf. Zwei Themen ergaben sich aus dieser Konstellation, die Steiner schon als Kind bewegten und ihn sein ganzes Leben begleiten sollten: „Wie hängt alles miteinander zusammen? (...) Wo liegen die Grenzen der Erkenntnis?“ (vgl. ebd., S. 26).

Was ihm hingegen nicht begegnete, waren Religiosität oder geistige Inhalte: der Vater sah sich als Freigeist und das Bewusstsein der anderen Menschen seiner Umgebung galt ebenfalls mehr der fortschrittlichen, modernen Welt mit ihrer Technik und ihren Möglichkeiten. Einblick in die geistige Wirklichkeit bekam Steiner nach eigenen Angaben durch ein Erlebnis, das er als etwa Siebenjähriger im Wartesaal des Bahnhofs hatte: der Geist

einer ihm unbekanntem Tante, die Selbstmord begangen hatte, erschien dem Jungen und bat ihn um Hilfe. Sein familiäres Umfeld reagierte auf seine Artikulation dieser übersinnlichen Erscheinung sehr ungehalten. So blieb der Junge mit der aufwühlenden Erfahrung alleine und behielt auch darauf folgende Erlebnisse für sich (vgl. Lindenberg, 2011, S. 27–31). Denn Steiner betont, dass seitdem die metaphysische Welt für ihn ebenso real und wahrnehmbar existierte, wie die sinnliche, er die „Dinge und Wesenheiten, ‚die man sieht‘ und solche, ‚die man nicht sieht‘“ (Steiner, 1925, S. 11) unterschied. Eine Gewissheit, die alle seine späteren Auseinandersetzungen mit den Naturwissenschaften und philosophischen sowie mystischen Systemen beeinflussen sollte.

Der kurz darauf folgende Umzug führte die Familie ins Burgenland, das als ungarische Halbinsel ins Wiener Becken ragte, und die Grenze des deutschsprachigen Siedlungsraums markierte. Die Leitha, ein kleiner Nebenfluss der Donau, von dessen Namen Cis- und Transleithanien abgeleitet wurden, zog hier den geographischen und kulturellen Graben zwischen den zwei Reichshälften. Waren die Deutschen diesseits des Flusses gesellschaftlich und ökonomisch tonangebend, handelte es sich bei den Deutschen jenseits der Leitha um eine sprachliche und kulturelle Minderheit, was sie insbesondere im Zuge der Magyarisierungspolitik nach dem ungarischen Austausch deutlich zu spüren bekamen. Die Amtssprache war Ungarisch, die Schule behandelte vornehmlich ungarische Geschichte und Persönlichkeiten, die Dörfer besaßen einen typisch ungarischen Charakter. In diesem idyllischen, von Land- und Forstwirtschaft geprägten und viel Wald bedeckten Gebiet verbrachte Rudolf Steiner in dem Grenzort Neudörfel die zweite Hälfte seiner Kindheit und Jugend (vgl. Zander, 2011, S. 23f).

Der Achtjährige wurde dort in die Dorfschule eingeschult, denn mittlerweile bestand im Rahmen des Reichsvolksschulgesetzes eine allgemeine Schulpflicht für Österreich-Ungarn. Die Lernumstände in der jahrgangsübergreifenden und gemischtgeschlechtlichen einzigen Klasse, die ein Hilfslehrer alleine zu händeln hatte, waren deprimierend: „Es war schlechterdings unmöglich etwas anderes zu tun, als die Seele stumpf brüten zu lassen und das Abschreiben mit den Händen fast mechanisch zu besorgen.“ (Steiner, 1925, S. 10). Dennoch ergaben sich rund um die Schule verschiedene andere Lerngelegenheiten für den wissbegierigen Jungen: Der von Steiner geliebte Hilfslehrer, der ihn auch als erster mit dem musikalischen und künstlerischen Element in Berührung brachte, ermöglichte ihm die folgenreiche Begegnung mit der Geometrie (vgl. ebd., S. 10-12). Diese Episode wird von vielen Biographen gerne wörtlich zitiert, um die grenzenlose Begeisterung und leidenschaftliche Versenkung mit der der junge Steiner sich dem ausgeliehenen Geometriebuch widmete, wiederzugeben, sei es um sein völlig kinduntypisches, autistisch anmutendes Verhalten oder aber seine wissenschaftliche Befähigung darzustellen. Das We-

sentliche in dieser Begegnung formuliert Steiner selbst aber ganz klar: Das Geometriebuch und die darin enthaltenen Ideenwelten gaben dem sowohl in der sinnlichen wie der übersinnlichen Welt lebenden Kind „die Rechtfertigung der geistigen Welt, die ich damals brauchte“ (ebd., S. 12). Dass es eine Parallele zwischen der Ideenwelt einer Mathematik und den geistigen Inhalten einer „unsichtbaren Welt“ geben könnte, dass die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntnis dieser nicht mit den Sinnen wahrzunehmenden Welt bestand, diese Ahnung flößte Steiner das Erlebnis der Geometrie ein und diese Ahnung versuchte er Zeit seines Lebens und im Ringen mit den unterschiedlichsten Weltbildern und Erkenntniswegen zu realisieren.

Ebenso in den Bereich der Berührung sinnlicher und übersinnlicher Welt fiel ein neues Verhältnis zur Religion. In Neudörfel schuf die beeindruckende Person des Pfarrers und die unmittelbare Nachbarschaft von Kirche und Friedhof eine neue, tiefgehende Beziehung des Jungen zu Kirche und Kultus. Der Pfarrer, ein ungarischer Patriot, war für den jungen Steiner das Sinnbild einer „geliebten Autorität“ und brachte ihm neben der religiösen Verehrung auch das kopernikanische Weltbild nahe. Allerdings stieß Steiners Hinwendung zum Religiösen in seiner Familie auf keinerlei Resonanz, wieder blieb er mit seinem Erleben allein. Zur Beschäftigung mit Wissenschaft und dem Religionserleben gesellte sich in diesem Lebensabschnitt außerdem die Begegnung mit der Literatur hinzu, in Form eines Arztes aus Wiener Neustadt, der bei seinen regelmäßigen Besuchen Steiner insbesondere mit Lessing, Schiller und Goethe bekannt machte (vgl. Lachman, 2008, S. 35f).

Im Sozialen war der junge Steiner ein Außenseiter, durch seine Herkunft, den nomadischen Lebensstil seiner Familie und seine schwächliche Konstitution ebenso wie durch die Beschäftigung mit einer übersinnlichen Erfahrungswelt und die vielen unbeantworteten Fragen, die er mit sich herumtrug. Dies änderte sich auch nicht mit seiner Aufnahme in die Realschule des nahegelegenen Industriezentrums Wiener Neustadt, zu der er jeden Tag über die österreichisch-ungarische Grenze pendelte. Auch hier hatte der junge Steiner es schwer einen Einstieg, geschweige denn Anschluss zu finden. Erst in seinem dritten Jahr begann er Interesse für den Lehrstoff aufzubringen und eine Beziehung zu einzelnen Lehrern aufzubauen, die seinem Wunsch nach Vorbildern entsprachen. Da Steiner sich, auf Wunsch des Vater, der in ihm den zukünftigen Eisenbahningenieur sah, an einer naturwissenschaftlich ausgerichteten Schule befand, waren dies im Wesentlichen Lehrer der Mathematik, Geometrie, Chemie oder Physik (vgl. Lachman, 2008, S. 40–43). Wieder kann hier ein Bogen von dem Erlebnis Steiners zu seinen späteren pädagogischen Aussagen gezogen werden: Als Jugendlicher lernte er am meisten an den Lehrerpersönlichkeiten, die in ihrem Stoff lebten und diese Begeisterung, jenseits von Autorität, zu übertragen wussten. Neben seiner Schulzeit begann Rudolf Steiner, seine Erfahrung mit dem

Geometriebuch fortsetzend, ein intensives Selbststudium in den verschiedensten Wissensbereichen. Wie bereits beschrieben war ein Wesenszug Steiners schon als Kind, die Suche nach Zusammenhängen, nach Erkenntnis in Bezug auf alles, was sein Interesse fand. Ein zweites Merkmal war sein unbedingtes Verstehen wollen eines Vorgangs, einer Argumentation, eines Erkenntnisinhalts, was sich in seinen Anstrengungen, den Standpunkt eines anderen, Wissenschaftlers oder Philosophen, einzunehmen, äußerte (vgl. ebd., S. 42). So besorgte er sich als junger Realschüler das Buch seines Schuldirektors, in dem jener die damals modernste naturwissenschaftliche Richtung einer atomaren Weltauffassung darlegte (vgl. Lindenberg, 2011, S. 46). Die Kenntnisse Höherer Mathematik, die er zum Verständnis dieser Ausführungen brauchte, eignete sich der junge Steiner in den folgenden Jahren im Selbststudium ebenso an, wie geschichtliches, literarisches und philosophisches Wissen. Der Biograph Lindenberg geht sogar davon aus, dass sich Steiner „das meiste, durch Selbststudium beibrachte“ (ebd., S. 58), was einiges heißen will, führt man sich die Aussagen späterer Zeitgenossen vor Augen, die Steiner für seine umfassende, ja außerordentliche Allgemeinbildung aufrichtig bewunderten.

Eine Lektüre war hierbei von besonderer Bedeutung: Von Reclam, das seit 1867 Klassiker der Weltliteratur und Philosophiegeschichte im Massendruck unter die Menschen brachte, erstand der 16jährige die Taschenbuchausgabe von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ (vgl. Zander, 2011, S. 20). Die von Kant vertretene Auffassung, dass der menschlichen Erkenntnis durch die Wahrnehmungsfähigkeiten immer Grenzen gesetzt sein werden und demnach das „Wesen der Dinge“, wie es die idealistischen Philosophien zu ergründen versuchten, niemals mit dem Denken erfassbar sei, hatte „bei vielen Kant-Lesern des 19. Jahrhunderts ein erkenntnistheoretisches Erdbeben ausgelöst“ (ebd., S. 21). Auch Steiner beschäftigte sich lange und intensiv mit diesem Koloss der Philosophiegeschichte, wobei er gerade die gegenteilige Position für richtig hielt: Seinem Erleben und Empfinden nach musste das Denken die Wirklichkeit der Dinge erfassen können und seine Anstrengungen richteten sich, nachdem er Kant verinnerlicht hatte, auf die Überwindung aller Erkenntnisgrenzen (vgl. Lachman, 2008, S. 45–47). Steiner selbst sagt, dass Kants Lektüre ihm geholfen hat, sein Denken für eben diese Erkenntnis des Geistigen auszubilden, aber sein eigenes Weltbild nie ins Wanken brachte. Sein Biograph Zander hält dagegen, dass die folgenden Jahre der Auseinandersetzung mit Kant auf eine tiefe Verunsicherung des jungen Steiners durch die Kantlektüre zurückzuführen sind. In Steiners Biographie sieht er den lebenslangen Versuch „die von Kant in die Wege geleitete Vertreibung aus dem Paradies eines unmittelbaren Zugangs zur Welt wieder rückgängig zu machen.“ (Zander, 2011, S. 22). Warum sollte nicht beides möglich sein? Hatten nicht auch die deutschen Idealisten Kant sehr ernst genommen und waren in ihrem Bestreben,

die Schwächen seiner Kritik zu überwinden, wieder zur metaphysischen, absoluten Erkenntnis gekommen? Und war nicht das ganze 19. Jahrhundert derart auf die sinnlich wahrnehmbare und beweisbare Welt fixiert, dass ein ganzes Leben nicht zu kurz gegriffen war, um eine gegenteilige Ansicht auszuformulieren und zu verbreiten? Neben Schule, Selbststudium und Pendeln fand Steiner auch noch Zeit, um Jüngeren und Gleichaltrigen Nachhilfe zu geben. Als 15jähriger damit begonnen, bedeutete der Nachhilfeunterricht für ihn eine erste pädagogische Betätigung, die ihn zum einen dazu brachte, den eigenen Stoff vom „halbwach Aufgenommenen“ (Steiner, 1925, S. 27) in belebtes Wissen umzuwandeln und zum anderen menschenkundliche Erfahrungen im Umgang mit seinen Schülern und deren Schwierigkeiten zu sammeln. Lernen und Lehren, so kann man sagen, prägten Steiners Biographie wie kaum etwas anderes. Lernen ermöglichte ihm das Herauswachsen aus dem dörflichen Milieu, bildete seinen Zugang zur Welt und als Lehrender vertiefte er das eigene Gelernte und lernte neues dazu (vgl. Lindenberg, 2011, S. 43).

Die Sozialisation des Jungen Rudolf Steiners verlief in einfachen, bescheidenen Verhältnissen und einer nüchternen Atmosphäre, in einer Umgebung, die ihn mit den neueren Entwicklungen zwar in Berührung brachte, aber ihn nicht erdrückte oder überwältigte, wie es vielleicht mit manchen Zeitgenossen in den Städten geschah. Durch seinen Status als Fremdling, sei es in der Familie, dem Dorf oder der Schule, stand er außerhalb der Systeme und konnte seine innere Welt viel unabhängiger von äußeren Einflüssen ausbilden (vgl. ebd., S. 41f). Die Geschehnisse seiner Zeit nahm er wohl wahr, doch bewegten sie ihn nach eigenen Angaben kaum, während er mit seinen inneren Fragen nach dem Punkt an dem sich Parallelen schneiden oder der Vereinbarkeit von Religion und Denken rang. Die politische Haltung seines Vaters, die Magyarisierung in Ungarn, den unterschweligen Nationalitätenkonflikt, Antisemitismus, der Gegensatz zwischen Freigeistigkeit, Fortschrittgläubigkeit und traditioneller Religiosität, die liberale und die sozialdemokratische Bewegung, all dies war in Rudolf Steiners Umgebung präsent. Inwiefern und ob sie ihn über seine Angaben hinaus prägten, bleibt eine Vermutung.

### **2.2.3 Wien 1879-1889**

*„Kann Paris als kultureller ‚Meltingpot‘ der europäischen Moderne angesehen werden, so gilt das Wien um 1900 als Inkarnation des Fin de Siècle schlechthin: nirgendwo sonst schien sich das Jahrhundert so offensichtlich überlebt zu haben“ (Haupt & Würffel, 2008a, S. 163)*

Wien in den zwei Jahrzehnten bis 1900 stand für eine geistige Metropole, die auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet Hervorragendes leistete, in der Massenparteien und Emanzipationsbewegungen aufkamen, Sozialgesetzgebung und Urbanisierung von einem Aufbruch in die Moderne zeugten. Aber ebenso stand es für eine Zeit des Nieder-

gangs, für die Auflösung des Habsburgerreichs unter dem Ansturm nationaler Interessen und sozialer Unruhen, für das Bewusstsein einer Zeitenwende, die gezeichnet war von Unsicherheit, Nervosität, nationalem Egoismus und wachsendem Antisemitismus. Wien, das bedeutete „Probestation des Weltuntergangs“ (Riemeck, 1965, S. 103) und „Welthauptstadt des Geistes“ (Welan, 1986, S. 43) zugleich.

Während ihrer Geschichte stand die Reichshauptstadt und kaiserliche Residenz immer wieder im Zentrum zahlreicher historischer Vorgänge: ob Gegenreformation, Barock, Abwehr der Türken, Absolutismus, österreichische Aufklärung, Widerstand gegen Napoleon, europäische Diplomatie des Systems Metternich oder Reaktion, Revolution und Neoabsolutismus, stets bildete Wien Mittelpunkt, Achse und Schaltstelle der Ereignisse (vgl. ebd. S. 40). Als Zentrum zog es Menschen und Ideen an und bündelte sie in neuen Entwicklungen, strahlte aber in seiner Wirkung wiederum auf den Rest des Vielvölkerstaates und Mitteleuropa aus. Die geistige Metropole Wien war sowohl von provinziellem, als auch kosmopolitischem Charakter. Einige ihrer Entwicklungen und Innovationen fanden europaweit oder sogar weltweit Anerkennung, andere verblieben in den Grenzen des Habsburgerreichs oder Wiens und entfalteten ihre Wirkung nur für kleine Gruppen (vgl. Pulzer, 1986, S. 32). Gleichwohl stellte Wien zur Jahrhundertwende eine der Kulturhauptstädte Europas dar, der die Welt Bahnbrechendes, insbesondere in den Gebieten der Medizin, der Musik und der Wirtschaftswissenschaft, zu verdanken hatte. Der Zeitraum vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des ersten Weltkriegs galt als Höhepunkt intellektuellen und kreativen Schaffens in Österreich, in der namenhafte Wissenschaftler und Künstler ihrem Zentrum Wien zu Weltruhm verhalfen, wie zum Beispiel Gustav Klimt, Gustav Mahler, Sigmund Freud, Egon Schiele, Karl Kraus und Arthur Schnitzler (vgl. Ciuffoletti, 2001, S. 16f). Das Jahrzehnt, welches Steiner in Wien verbrachte, markierte den Beginn dieser kulturellen Blüte – ihre volle Entfaltung aber fand erst in den Jahren nach 1890 statt, als sich Steiner bereits in Weimar und Berlin befand.

Die Grundlage für Wien als Nährboden für kreative Entwicklungen war bereits 1867, durch die Umwandlung des Habsburgerreichs in einen liberalen Staat, gegeben worden. Die Hauptstadt hatte in Form einer räumlichen Ausweitung und wirtschaftlichen Entfaltung, der Verbreitung einer umfassenden Presse und einer zu Weltrang aufgestiegenen Universität von der liberalen Rahmung profitieren können. Talentierte und ehrgeizige Menschen aus der Peripherie des Reiches und anderen Provinzen ließen sich von der liberalen Grundstimmung ebenso anziehen wie viele Juden, die die Wiener Moderne wesentlich prägen sollten. Die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs hatte eine Kumulation von Intelligenz, Kreativität und Begabung in Wien zur Folge (vgl. Pulzer, 1986, S. 35).

Doch zu Steiners Ankunft in Wien 1879 befand sich der Liberalismus bereits wieder im Niedergang. Nach der Wahlniederlage der Liberalen wurde Eduard Graf Taaffe vom Kaiser zum Ministerpräsidenten ernannt. Österreich und Wien, als Verwaltungs- und industrielles Zentrum, standen zu dieser Zeit vor den sich verschärfenden Problematiken des Nationalitätenkonflikts einerseits und den Missständen der Arbeiterklasse andererseits, die in sozialen Unruhen und Attentaten von Seiten radikaler Sozialisten zum Ausdruck kam (vgl. Buchmann, 2003, S. 128f). Taaffes lavierende Politik, die versuchte, die nationalen Unruhen in einem „Zustand wohltemperierter Unzufriedenheit“ (Lindenberg, 2011, S. 61) kontrollierbar zu halten und bis auf eine eingeschränkte Sozialgesetzgebung die alten Zustände weitestgehend beibehielt, rief in Wien und vor allem bei den jungen Intellektuellen Ablehnung und Niedergangsstimmung hervor. Da sie weder vom Liberalismus, noch von der Regierung Taaffes eine Verbesserung der Verhältnisse erwarten konnten, wandten sich viele Studenten der deutsch-nationalen Bewegung zu. Von ihnen wurde der deutsche Nationalstaat als politisches wie kulturelles Vorbild angesehen und sogar der politische Anschluss Österreichs an Deutschland propagiert (vgl. ebd.). Ähnliche Tendenzen zeitigte der ausgeprägte Kult um Richard Wagner, der weniger die musikalische Ebene als vielmehr die politische Wirkung Wagners und seiner Musik behandelte: die ältere Generation und öffentliche Kritik sah in dem, von deutschem Pathos durchdrungenen, Komponisten eine Gefahr für das labile Gleichgewicht des Vielvölkerstaats und die integrative Rolle der Kunst, weshalb sie ihn vehement ablehnte. Die jungen, deutsch-national gesinnten Studenten verehrten ihn aus nämlichem Grund als „Symbol einer kulturellen und politischen Erneuerung“ (Pollak, 1996, S. 102). Politikverdrossenheit und Misstrauen gegen den Parlamentarismus erfasste die Wiener auch im Angesicht der ausufernden Debatten im Reichsrat, die der Völkervielfalt der Donaumonarchie als parlamentarischer Rahmen dienen sollten, aber stattdessen von den verschiedenen nationalen Interessen missbraucht und gelähmt wurden (vgl. Zander, 2011, S. 69f).

Die anhaltenden Spannungen zwischen den verschiedenen Schichten und Nationalitäten in Begleitung einer tatenlosen Politik entwickelten sich außerdem zur Triebfeder eines speziellen Wiener Antisemitismus, der, unter der Führung des Alldeutschen Georg von Schönerers, schnell zu einer politisch dominierenden Macht aufstieg. Diese rassistische Form des Antisemitismus erfasste zunächst das Kleinbürgertum in Gestalt einer naturwissenschaftlichen Ideologie, verband sich aber zunehmend auch mit den idealistischen, deutsch-nationalen Ansichten der höheren Kreise (vgl. Lindenberg, 2011, S. 64f). Die Juden stellten seit 1880 ein Zehntel der Bevölkerung Wiens, wobei ihre Gemeinde höchst heterogen und in sich gespalten war, vornehmlich in die weitestgehend assimilierte jüdische Großbourgeoisie, die alteingesessenen Handwerker und Händler, sowie die neu

zugewanderten, meist streng orthodoxen Kleinbürger und Proletarier. Der Wiener Antisemitismus stützte sich sowohl auf die Angst vor der Proletarisierung durch den „Juden“, als auch auf die Verbitterung gegenüber dem „Juden“ als kapitalistischen Ausbeuter und machte das Judentum so einmal mehr zum Sündenbock der verschiedensten zeitgenössischen Problematiken (vgl. Pollak, 1996, S. 109–111). Dabei dominierten die liberalen Juden als Vertreter des Groß- und Bildungsbürgertums diese Schichten sowohl zahlenmäßig als auch kulturell und setzten in den Bereichen Literatur, Feuilleton, Journalistik, Drama, Medizin, Musik und Philosophie neue Maßstäbe (vgl. Gebhardt, 2011, S. 64). Ohne seine Juden wäre das intellektuelle und kreative Wien um vieles ärmer gewesen. Dass der Antisemitismus sich hier dennoch so umfassend etablieren konnte, verdankte er insbesondere der christlich-sozialen Bewegung, die mit dem Zerfall des Liberalismus zur Massenpartei aufstieg und das antisemitische Gedankengut in allen Schichten verbreitete (vgl. ebd., S. 121).

Das Völkergemisch, der Pluralismus an Sprachen und Religionen, die besondere Komponente des reichen jüdischen Lebens, dies alles waren Faktoren, die Wien zu einem Sammelpunkt verschiedenster Problemstellungen und Konfliktpotentiale, aber auch besonderer Vitalität und Kreativität machten. Neben diesen äußeren, bzw. gesellschaftlichen Umständen gab es auch die psychologischen Faktoren einer anbrechenden *Fin de Siècle*-Stimmung, die die geistige und kulturelle Blüte Wiens begünstigten: Die Vielfalt und Unverbindlichkeit neuer Weltanschauungen, der Verlust von Sinn und Zusammenhang, der Zerfall der Werte, ständige Beschleunigung und Veränderung, das Bewusstsein von Irrationalität und die Verbindung zwischen dem Erhalt von Traditionen sowie dem Durchbruch einer Altes zerstörenden Moderne machten „Wien zur Brutstätte des Neuen“ (vgl. Welan, 1986, S. 43). Das Janusgesicht dieser Metropole war das, eines Zentrums der Produktivkraft und des Aufbruchs gegenüber einem apokalyptischen, die Hoffnungen begrabenden Zentrum von Zerfall und Verlust. Die Leere einer Gesellschaft bar jeder Werte wurde von Dekoration und Kulissen überdeckt, der Untergang gestaltete sich in den bürgerlichen Kreisen der „Backhendzeit“ durchaus fröhlich, im sozialen Elend der unteren Schichten als hoffnungslos (vgl. Lindenberg, 2011, S. 74).

Wien war in den achtziger Jahren eine Kultur- und Musikstadt von Weltrang. Neben dem Wagnerkult beherbergte sie weltweit gefeierte Musiker wie Brahms, Bruckner und Johann Strauß. Das musikalische Leben stand hier im Mittelpunkt einer breiten Öffentlichkeit und wirkte bis weit über die Grenzen des Habsburgerreichs hinaus (vgl. ebd., S. 76f). Ebenfalls berühmt war die Metropole für die Wiener Schule der neueren Medizin, in der herausragende Köpfe die Entwicklungen in Diagnose und Heilverfahren vorantrieben und beispielsweise Breuer die Grundlagen der Psychoanalyse schuf, die in den neunziger Jahren

mit Sigmund Freud die Selbstwahrnehmung des modernen Menschen revolutionieren sollte (vgl. ebd., S. 117). Zwar gehörten die kulturellen und geistigen Größen Wiens unterschiedlichen Kreisen an, doch bildeten deren Mitglieder untereinander eine eng vernetzte kulturelle Elite. „Salons, Kaffeehäuser, Presse, Hochschulen, Akademien, Theater – sie alle bedeuteten Teil-Öffentlichkeit und Liberalität“ (vgl. Welan, 1986, S. 44). Den von öffentlichen Bereichen ausgeschlossenen Frauen wurde im Rahmen der privat gehaltenen Salons eine besondere Position eingeräumt. Von hier aus wirkten sie in ihren jeweiligen Rollen als Musen, Protektorinnen und Trägerinnen von Emanzipation und Kulturrevolution förderlich auf einen gesamtgesellschaftlichen Austausch und regten neue Entwicklungen an (vgl. ebd.). Zu Steiners Zeiten liefen der traditionellen Salonkultur aber bereits die Kaffeehäuser, als wichtige Versammlungsorte der männlichen Intellektualität, den Rang ab. Das Cafe Griensteidl, beliebtester Aufenthaltsort für Künstler, Schriftsteller, Journalisten, politisch, wie kreativ Tätige, wurde gleichsam zum Symbol der Wiener Moderne und sowohl Inspirationsquelle, als auch Treffpunkt avantgardistischer Kreise. In den 1880er Jahren entstanden und reichlich frequentiert, erlebte es seinen Höhepunkt in den 1890er Jahren mit den Kreisen um den Zionisten Theodor Herzl, Otto Wagner und seine Architekten, die Sozialdemokraten um Viktor Adler, Sigmund Freuds Psychoanalytische Vereinigung und dem Schriftstellerkreis um Arthur Schnitzler (vgl. Gebhardt, 2011, S. 60).

#### **2.2.4 Student und Hauslehrer**

*„eine mittelgroße Gestalt, schlank, elastisch. Tiefschwarzes, glänzendes Haar ... Dunkel waren auch die Augen, aber ein Licht glühte in ihnen, mir unvergesslich, wie aus der Ewigkeit stammend.... Seine Stimme war sonor, seine Sprechart etwas getragen und gehoben ... War sein Wesen auch auf tiefem Ernst gegründet, der von der gedankenvollen Stirne abzulesen war, er liebte doch Spaß und Scherz.“ (Vögele, 2005, S. 30)*

Bis Steiner nach Wien kam, war er, zumindest äußerlich gesehen, ein unbeschriebenes Blatt. Außer seiner Autobiographie gibt es, wie bereits er erwähnt, nur eine Handvoll anderer Quellen, durch die man etwas über den jugendlichen Steiner in Erfahrung bringen könnte. Dies änderte sich während seiner Zeit in Wien, in der Steiner Zugang zu den verschiedensten Kreisen fand, Freundschaften und Bekanntschaften mit bedeutenden Persönlichkeiten schloss, regen Briefverkehr mit diversen Personen pflegte und durch erste eigene Veröffentlichungen an Präsenz gewann. Insbesondere aus Briefen und Äußerungen von Zeitzeugen lassen sich über die folgenden zehn Jahre viele Informationen gewinnen (vgl. Zander, 2011, S. 31-33).

Rudolf Steiner kam, nachdem er die Realschule mit einem hervorragenden Zeugnis abgeschlossen hatte, in die Donaumetropole mit der Absicht an der Technischen Hochschu-

le Mathematik, Chemie, Physik, Mineralogie, Geologie, Zoologie, Biologie und Mechanik auf Realschullehramt zu studieren. Das Stipendium, das Steiner für sein Studium bekam, reichte aber nicht für eine Unterkunft in der Großstadt. Er lebte also vorerst weiter bei seinen Eltern, die aufgrund der Ausbildung ihres Sohnes, an einen Vorort von Wien versetzt worden waren. Dennoch begann der junge Student dieses Mal, völlig in das ihm unbekannte Großstadtleben einzutauchen (vgl. Gebhardt, 2011, S. 49).

Den Auftakt seiner Zeit in Wien bildeten die ersten vier Jahre seines naturwissenschaftlich-mathematischen Studiums, in dem er sich zwar noch pflichtbewusst im Bereich der Technischen Hochschule und der exakten Naturwissenschaften bewegte, aber bereits in die verschiedensten Richtungen nach anderem Ausschau hielt. Von Anfang an betrieb er sein philosophisches Selbststudium fort, indem er sich mit Fichte, Schelling und Hegel, Jean Paul und Goethe, Ludwig Büchner, Eduard von Hartmann und vielen anderen, heute unbekanntem Philosophen beschäftigte (vgl. Zander, 2011, S. 36). Insbesondere mit Fichte, Schelling und Hegel als den Nachfolgern Kants setzte er sich lange und intensiv auseinander, in dem Bemühen anhand ihrer Überlegungen zu einer Überwindung der Erkenntnisgrenzen und des Materialismus zu gelangen. Denn nach wie vor bewegte Steiner sein Bedürfnis, die geistige Wirklichkeit kraft des Denkens erfassbar zu machen in einer Welt, die ihr entweder jede Existenz absprach oder sie jenseits des menschlichen Begreifens ansiedelte. Dieses Anliegen war für den jungen, wie den älteren Steiner existenziell, hier setzte er sich selbst seine Lebensaufgabe. Zander hat deshalb recht, wenn er sagt „[m]an versteht Steiner nur, wenn man ihn mit seinen philosophischen Leidenschaften ernst nimmt“ (ebd., S. 36). Durch die Beschäftigung der mit Kant aufgeworfenen ungelösten Fragen und deren Bearbeitung durch die nachfolgenden Denker erhoffte sich der hell-sichtige Student die Begrifflichkeiten und Ansatzpunkte für eine eigene Erkenntnistheorie zu finden (vgl. Steiner, 1925, S. 32f). Denn die exakten Naturwissenschaften seines eigentlichen Studiums konnten seinen Erkenntnisdrang nicht befriedigen. Zwar eignete er sich die wissenschaftlichen Lehren seiner Zeit gründlich an, hospitierte zusätzlich bei speziellen Vorlesungen und Übungen, konnte die dort vertretene Denkrichtung aber nicht in Zusammenhang mit seiner geistigen Anschauung der Welt bringen. Darin stand er immer noch unverstanden und allein vor seinem Umfeld, das ihn höchstens als Spiritisten einordnete. Die einzige Person, die ihm auf diesem Feld unvorengekommen begegnete, war ein Käutersammler, der laut Steiner eine sehr elementare und spirituelle Verbindung zur Natur hatte. Auch die Philosophen halfen ihm nur bis zu einem gewissen Punkt weiter: er klagte, dass keiner der Denker bis zu einer tatsächlichen Anschauung der geistigen Welt, wie Steiner sie erlebte, kam (vgl. ebd., S. 38-42). Dennoch fühlte sich Steiner „verpflichtet, durch die Philosophie die Wahrheit zu suchen“ (ebd., S. 37), indem er die Ergebnisse der

Mathematik und Naturwissenschaften auf ein philosophisch gesichertes Fundament zu stellen versuchte, so wie es schon die alten Philosophen getan hatten. In diesem Rahmen nutzte Steiner auch die Möglichkeit, Vorlesungen der Universität Wien zu besuchen und ging hier zu zwei zeitgenössischen Philosophen: Franz Brentano und Robert Zimmermann. Beide Vorlesungen in praktischer Philosophie brachten ihm, im Rückblick, Anregung und tiefe Eindrücke, obgleich zeitgenössische Dokumente eher eine Abneigung und kritische Beurteilung beider Männer erkennen lassen (vgl. Lindenberg, 2011, S. 68f). Was Steiner von hier mitnahm, waren Lektüren zu Herbarts Metaphysik, der damals ganz Österreich philosophisch und pädagogisch prägte und Ernst Haeckels „Generelle Morphologie“, Weltauffassungen, die sich ihm im Ringen um die eigene Erkenntnistheorie als Herausforderungen und Bereicherungen zugleich darstellten (vgl. Steiner, 1925, S. 35f).

Noch wichtiger als die Ausflüge in die Philosophievorlesungen aber wog sein Besuch der Literaturvorlesung und Rhetorikübungen bei dem Goetheforscher Karl Julius Schröer. Der Literaturprofessor wurde für den jungen Steiner ein väterlicher Freund, der ihn über viele Jahre lang freundschaftlich begleiten sollte und ihn neben Schiller vor allem in die Welt und das Denken Goethes einführte. In Goethe begegnete dem Studenten zum ersten Mal ein naturwissenschaftlich forschender Denker, der weder die Grenzen der Erkenntnis, noch die damals herrschende mechanistische Weltanschauung anerkannte und darüber hinaus im menschlichen Geist das beste Werkzeug sah, um eine ebenfalls durchgeistigte Natur zu ergründen (vgl. Lachman, 2008, S. 59–61). Allerdings ging auch Goethe in seinem wissenschaftlichen Erkenntnistreben nicht so weit, wie Steiner gehen wollte. Für ihn gab es, in Annäherung an Kant, letztendlich doch Unerforschbares, das dem Menschen ein Geheimnis bleiben müsse (vgl. Zander, 2011, S. 50). „Fünfzehn Jahre, von 1882 bis 1897, lebte Steiner im Bannkreis Goethes“ (ebd., S. 51), in denen er sich intensiv mit dessen, von Wissenschaftlern belächelten und vernachlässigten, naturwissenschaftlichen Schriften und der daraus hervorgehenden, monistischen Weltanschauung auseinandersetzte. Denn der damals 21-jährige Student avancierte, aufgrund einer Empfehlung seines Mentors Schröer, zum Herausgeber derselben in der Sammelreihe Kürschners Deutsche Nationalliteratur (vgl. Lachman, 2008, S. 72). Spätestens damit war das naturwissenschaftliche Studium völlig in den Hintergrund gerückt. Die physikalischen Inhalte und Experimente, dienten ihm nurmehr dazu, auf eigenem Wege zur Goetheschen Anschauung zu kommen und so, wie Goethe die Urpflanze wahrnahm, gestaltete sich in Steiners Denken die Dreigliederung des Menschen aus, die Grundlage seines späteren Menschenbilds sein sollte. Dennoch weist er in seiner Autobiographie darauf hin, dass er sich in die Zeitanschauungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften völlig eingelebt hatte, sozusagen auf der Höhe seiner Zeit war, da er weiterhin Nachhilfe in den mathematischen

und naturwissenschaftlichen Fächern gab, nicht nur für Schüler oder Studenten unterer Semester, sondern auch für Doktoranden (vgl. Steiner, 1925, S. 63–68).

Neben seinem Ringen um die richtige Weltauffassung begann in Wien für den jungen Mann aber auch ein völlig neues Leben, denn „Steiner hatte vieles nachzuholen, Theater, Konzert, Oper, Politik, Literatur, und, vor allen Dingen, Geselligkeit“ (Gebhardt, 2011, S. 49). Sein eigenes Erleben der Wiener Zeit drückt Steiner deshalb selbst als Doppelleben aus, von dem die überwiegend einsame Hälfte seiner philosophischen und übersinnlichen Erkenntnissuche bereits beschrieben wurde. Die gesellige Hälfte seines Doppellebens begann im Kreise alter und neuer Bekannter, die wie er aus der Realschule Wiener Neustadt an die technische Hochschule gekommen waren, sowie Studienkollegen, die er bei Schröers Rhetorikübungen kennen und schätzen lernte. Wie er waren diese Freunde Bildungsaufsteiger von kleinbürgerlicher Herkunft, die in der Hauptstadt nach „Orientierung in Philosophie, Dichtung oder Musik“ und Perspektiven für ihre Biographie suchten (Zander, 2011, S. 35). Die Inhalte der ausgiebigen Gespräche drehten sich dementsprechend vor allem um Literatur und Dichtung, den musikalischen Streit um Wagner, die philosophische Modeströmung des Pessimismus und den aufsteigenden Materialismus. Rudolf Steiner trat in diesem Austausch oft als Berater und Tröster auf, der vehement gegen Wagner, Materialismus und Pessimismus eintrat und die Resignation und gedrückte Stimmung im Freundeskreis als Zeiterscheinung zu bekämpfen suchte. In diesem Kreis ärmerer Studenten, der seiner Sehnsucht nach Geselligkeit entgegenkam, aber nicht allzu viel Anregung bot, bewegte sich Steiner die vier Jahre seines Studentendaseins bis 1884 (vgl. Lindenberg, 2011, S. 73–78). Daneben engagierte er sich in der „Deutschen Lesehalle an der technischen Hochschule“, zuerst als Bibliothekar und, für kurze Zeit, als dessen Vorsitzender. In diesem Rahmen kam Steiner aus deutschnationaler Sicht verstärkt mit den öffentlichen Geschehnissen in Österreich in Berührung, besuchte Parlamentsdebatten und diskutierte über die politischen und kulturellen Verhältnisse. Obwohl er die zunehmenden Nationalitätenkonflikte in dem bestehenden System dabei hautnah miterlebte, bescheinigt er den Eindrücken rückblickend keinen tieferen Nachhall, nur den Gehalt von Beobachtungen (vgl. Steiner, 1925, S. 56–59). Gleichwohl ging Steiner zu dieser Zeit in der studentischen deutsch-nationalen Bewegung auf, die sich, wie die anderen Nationalitäten auch, auf ihre Nationalkultur und ihr Volkstum beriefen und in dem jungen Deutschland politisch und kulturell ein Vorbild für das unbefriedigende Konstrukt des Vielvölkerstaats sahen (vgl. Lindenberg, 2011, S. 61–63).

1883 brach Steiner sein naturwissenschaftliches Studium endgültig und ohne Abschluss ab und bekam 1884, wieder durch eine Vermittlung Schröers, die Stelle des Hauslehrers in der Familie Specht angeboten. Für den jungen Mann, der die ersten Jahre in Wien teil-

weise unter erbärmlichen sozialen Verhältnissen gelebt hatte, begann damit eine finanziell abgesicherte und häusliche Zeit, in der er von seinen Arbeitgebern wie ein Familienmitglied aufgenommen und behandelt wurde (vgl. ebd., S. 114). Besonders zu Pauline Specht, der Mutter seiner vier Zöglinge, entwickelte der junge Steiner ein intensives Verhältnis, was seinen Biographen Lachmann anmerken lässt, dass Steiner im Laufe seines Lebens auffallend „viele tiefe, „seelische“ Verbindungen zu verschiedenen Frauen“ (2008, S. 74f) ausbildete. Seine wesentliche Aufgabe lag neben dem Nachhilfeunterricht der drei älteren Söhne in Erziehung und Unterricht für den jüngsten Sohn Otto, der an einem Wasserkopf litt und als geistig behindert galt. Der Junge hatte ein sehr träges Denken und reagierte auf die kleinste geistige Anstrengung mit körperlicher Erschöpfung, Kopfschmerzen und Kreislaufproblemen. Steiner, der befand, dass die körperliche Gesundheit vom inneren geistigen Zustand abhängig ist, begann den Jungen mit einem genau geplanten Tagesablauf von kleinen Lerneinheiten und aufeinander abgestimmten Inhalten zu „behandeln“. Die Vorbereitung derselben kostete ihn sehr viel Zeit, zwei Stunden flossen in eine viertel Stunde Unterricht, zeigten aber auch Erfolg: sein Schüler lernte so gut, dass er nach einiger Zeit die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium bestand und in späteren Jahren Medizin studierte. Auch der Hydrozephalus bildete sich zurück. Steiners hieran gewonnene Einsichten in die Zusammenhänge von Körper, Seele und Geist flossen als anthroposophisches Menschenbild in die später begründete Waldorf- und Heilpädagogik ein (vgl. ebd., S. 75f). Er selbst bezeichnete die Arbeit mit Otto Specht als sein ganz persönliches Studium der Physiologie und Psychologie. Nebenbei nutzte der wissbegierige, ernste junge Mann seine Zeit als Hauslehrer, um die Erfahrung des unbeschwertten, kindlichen Spielens nachzuholen, das in seiner einzelgängerischen Kindheit keinen Platz gehabt hatte (vgl. Steiner, 1925, S. 70f). Ein farbiges, wenn auch nicht kritikfreies Bild des Hauslehrers Steiner entwirft sein ehemaliger Schützling, der spätere Musikschriftsteller Richard Specht. So besaß Steiner schon als 26-jähriger ein Asketengesicht sowie eine „hochgewachsene, vom langen Schoßrock umflatterte Erscheinung, in der etwas vom Geistlichen, etwas vom Philosophen, und etwas von rechthaberischen Pedanten war“ (Vögele, 2005, S. 40). Ebenfalls zueigen waren ihm ein unerhörter Wissensdrang und ein ebenso intensives Mitteilungsbedürfnis, dessen Zeuge sein Schüler wurde und in dem er Steiner als „Fanatiker seiner Ideen“ (ebd., S. 42) wahrnahm, der alle möglichen fremden Gedanken und Theorien heranzog und so zurechtbog, dass sie die eigene Idee rechtfertigten. Auch sei Steiner völlig unmusikalisch und künstlerisch unbegabt gewesen sowie in seinem Auftreten und Umgang völlig untypisch für einen jungen Mann, insbesondere in seinem Verhältnis zu Frauen. Gleichwohl hatte der junge Richard ein gutes Verhältnis zu seinem Lehrer, den er als Freund seiner Jugend bezeichnet und für die lebenslange Verbundenheit mit seiner Familie achtete (vgl. ebd. S. 39-44).

Neben seiner Tätigkeit als Hauslehrer blieb Steiner, nach einer Phase der Eingewöhnung, „(...) genügend Zeit seine Goethe-Studien zu verfolgen, umfangreiche philosophische Studien zu treiben, sich mit Fragen der Ästhetik zu befassen, für ein halbes Jahr in das politisch-journalistische Leben einzutauchen, indem er die „Deutsche Wochenschrift“ redigierte, und vor allem hatte er hinreichend viel Zeit, in den unterschiedlichsten Menschenkreisen zu verkehren.“ (Lindenberg, 2011, S. 114). Hier lernte er Theologen, Philosophen, Literaten und Dichter, Künstler, Personen aus dem politischen Geschehen und Theosophen kennen. Einem eher privaten Freundeskreis aus Gleichaltrigen folgte die Einführung in den Zirkel um die junge Dichterin Marie Eugenie delle Grazie, deren Bekanntschaft er wiederum seinem Mentor Schröer zu verdanken hatte. Dieser Kreis bewegte sich in zutiefst pessimistisch-naturalistischen Fahrwassern, die Steiner vormals heftig abgelehnt hatte. Und obwohl er hier auf eine Anti-Goethe-Einstellung par excellence traf, faszinierte ihn dieser Umgang und er verehrte Ausdruckskraft und Konsequenz der Schriftstellerin delle Grazie, ganz anders als Schröer, der sich von ihrem Pessimismus abwandte und Steiner, aufgrund seiner anhaltenden Bewunderung, beinahe die Freundschaft aufkündigte (vgl. Steiner, 1925, S. 83–87). Seinen Besuchen dort verdankte Steiner „Unsägliches“ (ebd S. 87) und in der geistigen Atmosphäre, die aus dem anregenden Austausch herührte, fühlte er sich ungemein wohl, auch wenn die Inhalte seiner Wahrnehmung oft entgegenstanden. Wie Lindenberg bemerkt, war dieser Zirkel auch der erste, in dem er mit ebenbürtigen Gesprächspartnern von philosophischer und umfassender Allgemeinbildung in Austausch kam, was seinen Horizont erheblich erweiterte (vgl. 2011, S. 142f). Zeitgleich bewegte sich Steiner im konservativen Kreis der „deutschen Dichter“ um seine Freunde Lemmermayer und Hamerling, die den konservativ-traditionellen Gegensatz zum gerade aufkommenden „Jungen Wien“ um Hermann Bahr bildeten (vgl. ebd., S. 147).

Neben solchen mehr oder weniger geschlossenen Zirkeln, die vor allem in privaten, weiblich geprägten Salons stattfanden, hielt sich Rudolf Steiner mit Vorliebe in den Wiener Kaffehäusern auf, allen voran im Café Griensteidl. Dieses „Symbol der Wiener Moderne“ (Gebhardt, 2011, S. 59) war der Treffpunkt avantgardistischer Kreise aus allen Bereichen des öffentlichen und kulturellen Lebens, von Musikern, Architekten, Dichtern, Autoren und Schauspielern bis hin zu Politikern, Medizinern, naturwissenschaftlichen Forschern und Journalisten. An diesem „wichtigsten Ort männlicher intellektueller Vergesellschaftung“ (ebd.) gewann Steiner eine Vielzahl neuer Anregungen und Einblicke in die aktuellen Vorgänge in Österreich, machte Bekanntschaften mit Personen der Wiener Öffentlichkeit und den verschiedensten lebensreformerischen Bewegungen. Eine seiner Kaffehausbekanntschaften, der schillernde, naturwissenschaftlich, musikalisch und esoterisch versierte, gleichaltrige Friedrich Eckstein, führte ihn, im letzten Jahr vor seiner Übersiedlung nach

Weimar, in den Kreis der Wiener Theosophen ein (vgl. ebd., S. 59f). Diese Runde um das Ehepaar Marie und Edmund Lang, bestehend aus „Feministinnen, Theosophen, fanatischen Wagneranhängern, Vegetariern und Spiritisten“ (ebd., S. 62), bedeutete für Steiner wiederum ein Einlassen auf Inhalte, die ihn nach eigenem Bezeugen abstießen, während die Persönlichkeiten derselben ihn anzogen. Die beiden späteren Vorreiterinnen der Frauenbewegung, Marie Lang und Rosa Mayreder schätzte er aus diesem Kreis besonders, wobei er zur letzteren auch eine intensive, platonische Freundschaftsbeziehung pflegte (vgl. Lindenberg, 2011, S. 176–181). Der Gedankenaustausch mit Rosa Mayreder gestaltete sich für Steiner vor allem in Bezug auf seine im Wachsen begriffene „Philosophie der Freiheit“ höchst anregend und bescherte ihm „wertvollste Stunden meines Lebens“ (Steiner, 1925, S. 108), obwohl sich ihre Herangehensweisen an die Welt nicht unbedingt vertrugen, und er sich von ihr letztendlich auch nicht verstanden fühlte. Darüber hinaus hat ihn diese frühe Begegnung mit der Theosophie nach eigenen Angaben nicht für seinen späteren Lebenslauf beeinflusst, im Gegenteil sollen deren Inhalte ihm gleichgültig gewesen sein.

Noch eine kurze Erwähnung sollen hier die Tätigkeiten finden, welche Steiner neben seiner Hauslehrerstellung und dem geselligen Leben in Wien ausführte. Zum Redakteur der deutschnational gesinnten „Deutschen Wochenschrift“ berufen, stand Steiner ein halbes Jahr lang vor der Herausforderung, sich intensiv mit dem politischen Geschehen in Österreich auseinanderzusetzen und dergleichen zu kommentieren. Es war dies eine schwierige Aufgabe, die er „im Grunde ganz unvorbereitet“ (ebd. S. 99) und von seinem recht speziellen Blickwinkel aus anging, womit er des Öfteren danebengriff und, wie in seinen kritischen Äußerungen zum Judentum, auch nahestehende Freunde vor den Kopf stieß. Seine Themen waren insbesondere der sich zuspitzende Nationalitätenkonflikt, die kulturelle Bedeutung des Deutschtums und die staatliche Bildungsreform. Daneben verfasste Steiner Theaterkritiken, die durch ihren hochfahrenden Ton und ihre Ablehnung der zeitgenössischen künstlerischen Meinung auffielen (vgl. Zander, 2011, S. 57). Über Kürschner, den Gesamtherausgeber der „Deutschen National-Litteratur“, kam Steiner zusätzlich zur Herausgabe von Goethes naturwissenschaftliche Schriften zu weiteren Aufträgen für diverse Lexika-Artikel, an denen er sich aber derart übernahm, dass Artikel und Goethebände immer verspätet, teilweise erst Jahre nach ihrer Anforderung fertiggestellt waren (vgl. ebd. S. 58-60).

## 2.3 Wirkstätten und Reifungsphasen in Deutschland

Steiner war Österreicher, seiner Aussprache und seinem Herzen nach, doch seinen Weg in die große Welt trat er über Deutschland an. Hier sollte auch seine Tätigkeit ihre größte Wirkung entfalten, obgleich später der Sitz der Anthroposophischen Gesellschaft, mit dem Bau des Goetheanums, in die Schweiz verlagert wurde. Als Student blickte Steiner sehnsüchtig auf den jungen Nationalstaat, als Erwachsener, auf der Suche nach seinem Platz in der Welt, erlebte er in Weimar und Berlin persönliche Höhen und Tiefen.

### 2.3.1 Weimar 1890-1896

*„Ich bin Weltbewohner,*

*Bin Weimaraner (...)*“

Johann Wolfgang von Goethe

Weimar, die kleine Residenzstadt des Fürstentums Sachsen-Weimar-Eisenachs, ist ein Ort, der aufs Engste mit der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte verbunden ist. Seine bewegte Geschichte beinhaltete gegen Ende des 19. Jahrhunderts bereits die Unterstützung Martin Luthers und der Reformation durch den sächsischen Herrscher, das Wirken Johann Sebastian Bachs, die Deutsche, bzw. Weimarer Klassik mit den Größen Schiller und Goethe, das Wirken Liszts und die beginnende Verbreitung des Nietzschekults. Hier konnten Beobachter die zeitgenössischen politischen und kulturellen Entwicklungen stellvertretend für ganz Deutschland studieren und teilweise auf das übrige Reich wirken sehen. Da der Standort Weimar weder auf wirtschaftliche, noch auf politische Bedeutung setzen konnte, hatte er sich im Laufe seiner Geschichte um kulturellen Fortschritt und Kulturschaffende Persönlichkeiten bemüht und sich über die Jahrhunderte zu einem Zentrum der Kultur entwickelt, dessen Wirkung im ganzen deutschsprachigen Raum und teilweise darüber hinaus spürbar war. Dass viele bedeutende Künstler, Wissenschaftler und Dichter in Weimar verkehrten war vor allem dem Bestreben des Fürstenhauses zu verdanken, welches das Kulturleben durch seine Mäzenatentum und Anwerbung bedeutender Persönlichkeiten prägte (vgl. Seemann, 2012, S. 9–11). Den Höhepunkt seiner kulturellen Blütezeit erfuhr Weimar zur Zeit Goethes und Schillers, die die Residenzstadt zum Mittelpunkt der Deutschen Klassik machten. Diesem „Goldenen Zeitalter“ folgte Mitte des 19. Jahrhunderts ein „Silbernes Zeitalter“, das vor allem als Zentrum moderner deutscher Musikentwicklung sowie moderner Kunst bekannt wurde, aber zugleich noch stark von der klassischen Vergangenheit beeinflusst war.

Als Steiner 1890 nach Weimar kam, herrschte hier ebenfalls eine fin de siècle Stimmung, obgleich sich diese hier nicht so dramatisch gestaltete wie in den großen Städten Berlin

oder Wien. Weimar besaß einen völlig anderen Charakter als die von den Folgen der Industrialisierung sowie gesellschaftlichen Verwerfungen geprägten Metropolen, stellte gleichsam ihr Gegenbild dar: das Leben hier war gleichförmig und idyllisch, mit einem engen Netzwerk, in dem jeder jeden kannte. Natur und Landschaft standen noch in einem harmonischen Verhältnis zur Stadt, sie prägten das Lebensgefühl und boten den Menschen Inspiration. Der Kleinstadtcharakter Weimars wurde sowohl gesucht und ausgetastet, als auch scharf kritisiert. So ist von der Ruhe und dem Zauber des Ortes ebenso die Rede wie von seiner Jämmerlichkeit und Borniertheit. Die kulturelle Bedeutung und Welt-offenheit der Residenz zog Besucher aus aller Herren Länder an (Pöthe, 2011, S. 2–6). Hier vermischten sich „Provinz und Kosmopolitismus“ (ebd., S. 3), traditionsreiche aber überholte klassische Ansätze und avantgardistische Strömungen. Die eigene Tradition zu pflegen, dabei aber auch kulturelle und geistige Anregungen von außen aufzunehmen, war eine besondere Eigenschaft Weimars. Sie stammte noch von Goethes Weltbürgertum und wurde als solches auch im 19. Jahrhundert gepflegt, obwohl nach der Reichsgründung eine nationalistische Gesinnung dominierte und das Kulturleben immer stärker dem Deutschtum untergeordnet wurde. In dieser Zeit der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen, die an Werten, Wissen und Weltbildern rüttelten, Sicherheit und Sinnzusammenhänge infrage stellten, wurde von Weimar, als Kulturhauptstadt und Vertreter eines humanistischen Ideals sowie der ganzheitlichen Entwicklung des Menschen „die Lösung existentieller Problematik“ (ebd., S. 5) erwartet. Der Ort galt als Vorbild für die Kulturentwicklung und hatte auf dieser Ebene eine identitätsstiftende Aufgabe für ganz Deutschland zu erfüllen (vgl. Seemann, 2012, S. 205).

Die Residenzstadt galt außerdem als „Mekka der Bildung“ (ebd., S. 199), das immer noch stark dem humanistischen Bildungsideal verpflichtet war und entgegen der zeitgenössischen Entwicklung die Naturwissenschaften in seinem Bildungssystem kaum aufwertete. Welches Gewicht der klassische Bildungsbegriff in Weimar besaß, offenbart aber erst ein Blick auf die ausgeprägte Geselligkeitskultur dieser Zeit. Die vielen Gesellschaften, Kreise, Vereine und Salons, in denen reger Austausch und vielfältige Diskussionen stattfanden, beruhten auf dem allgemeinen Streben nach einer umfassenden und ganzheitlichen Bildung, wie sie das humanistische Bildungsideal der Goethezeit ausmachte (vgl. Pöthe, 2011, S. 113). Weimar war in diesem Sinne an Geselligkeit kaum zu überbieten mit einer „schwer überschaubare[n] Fülle von Vorträgen und Lesungen, Festen und Bällen, Konzerten, Gedenkstunden und Ausstellungen, Varieté- und Theaterabenden, Ausflügen und Wanderungen“ (ebd., S. 109). Und seine Bereitschaft zu Gedankenaustausch und Aufnahme von neuen Inhalten und Impulsen machte die Kleinstadt Weimar zu einem Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens. Hatte das kulturelle und intellektuelle Leben jahr-

zehntelang Impulse vom Hof erhalten, wo das Großherzogliche Paar Carl Alexander und Sophie die Fortschritte in Kunst, Kultur und Bildung wesentlich unterstützte (vgl. ebd., S. 163), gaben zur Jahrhundertwende vor allem die Salons von gebildeten Frauen Raum für Geselligkeit und Inspiration und stimulierten „mit ihren Soireen, jours fixes, Theater- und Musikabenden und Lesungen die Kultur“ (ebd., S. 56). Daneben boten die Tagungen der Goethegesellschaft sowie das Goethe- und Schillerarchiv Gelegenheiten, an denen reger Diskussionsbedarf herrschte und infolge weitreichende Diskurse initiiert wurden.

Nach dem Tod des letzten Goetheenkels, der die Besitztümer und den Nachlass seines Großvaters dem Großherzogtum vermacht hatte, machten sich Carl Alexander und seine Frau Sophie die Gedenkkultur um dieses Stück Weimarer Geschichte zum zentralen Anliegen. Nach der Einrichtung des Goethearchivs 1885 zur literaturgeschichtlichen Erforschung seiner Stiftung wurden nach und nach auch andere Nachlässe aufgenommen, so die von Schiller, Herder, Wieland und Hebbel. Die Erschließung und Erforschung der Dichternachlässe war zugleich die letzte große mäzenatische Leistung des alternden Großherzogpaares und die Krönung ihres kulturunterstützenden Lebenswerks. Die Öffnung des Goethehauses und die Tätigkeit am Goethe- und Schillerarchiv versetzten Weimar wieder in den Stand einer „heimlichen Kulturhauptstadt“ Deutschlands. Der Dichter Goethe wurde im jungen Nationalstaat Deutschland zur Identifikations- und Integrationsfigur stilisiert. Die Aufarbeitung seines Nachlasses und die Initiierung sowie Finanzierung einer wissenschaftlich fundierten Gesamtausgabe, der sogenannten Sophien-Ausgabe durch die Großherzogin waren demnach Aufgaben von kulturpolitischer Bedeutung und nationalem Ausmaß. Das Archiv selbst wurde zum Ausgangspunkt gebildeter Geselligkeit, getragen von hier beschäftigten Philologen und Goetheforschern wie Eduard von der Hellen, Hans Olde und Rudolf Steiner (vgl. Seemann, 2012, S. 234–238). Goethe war in Weimar nicht nur als Kult oder Studienobjekt allgegenwärtig, sondern er lebte in der Mentalität und Tradition der Stadt und ihrer Menschen. In dieser, an der klassischen Vergangenheit orientierten, Atmosphäre stellte das Archiv gleichsam den traditionsverbundensten Ort Weimars dar, was ihm auch den Vorwurf der Rückwärtsgewandtheit und einer einseitig philologischen, leblosen und weltfernen Klassikverwaltung einbrachte. Dass Goethe dabei nur als überholter Klassiker und nicht in Bezug auf aktuelle Fragen interpretiert, bzw. ausschließlich in das Schema einer Identifikationsfigur des deutschen Kaiserreichs gepresst wurde, entspricht aber nicht den tatsächlichen Umständen. Die heterogene Gruppe der Archivmitarbeiter war Ausgangspunkt besonders anregender und kritischer Diskurse, in die sowohl verschiedene Weimarer Kreise, als auch Auswärtige involviert waren. Thematisiert wurden dabei literarische, philosophische und kulturelle Fragestellungen ebenso wie die Emanzipationsbewegungen und soziale Probleme (vgl.

Pöthe, 2011, S. 77–80). Wahrscheinlich stand diesen, an den Quellen des Idealismus und Humanismus forschenden Gelehrten die Sinnkrise des Fin de Siècle sowie die uneingelöste Kulturaufgabe Weimars besonders eindrücklich vor Augen, weshalb ihre Suche nach Lösungen und ihre Kritik an den bestehenden Verhältnissen dementsprechend allgegenwärtig war. Das Interesse der Kreise um Goetheforscher und junge Intellektuelle wie Hans und Grete Olden, Eduard von der Hellen, Gabriele Reuter und Rudolf Steiner galt deshalb nicht nur Goethe, Schiller, Hegel und dem Idealismus, sondern mindestens ebenso sehr Stirners antibürgerlicher Position, der monistischen Weltanschauung Haeckels und der Philosophie Nietzsches, die insbesondere den Kreis um das Ehepaar Olden existenziell bewegte (vgl. ebd., S. 80f). Die lebhaften Debatten, welche vom Goethe- und Schillerarchiv beeinflusst und angeregt wurden, gaben einer Rezeption der Moderne in den, innerhalb der Kulturpflege eher unproduktiven 1890er Jahren wichtige Impulse und befeuerten die Entwicklung eigener Anschauungen wie etwa die Rudolf Steiners (vgl. ebd.).

Dennoch war Weimar in diesem Sinne kein vornehmlich vom intellektuellen Leben geprägter Ort, wie etwa die Universitätsstadt Wien, sondern vor allem eine Stadt der Künste. Theater, Musik und die großherzogliche Kunstschule bestimmten die Weimarer Atmosphäre und die Auseinandersetzung mit den neueren Tendenzen des Kulturlebens. Künstler waren es auch, die sich untereinander oder im Verein mit Wissenschaftlern und Gelehrten mit den Fragen und Problemen der Zeit beschäftigten und die Rolle Weimars als Kulturstifterin, im Sinne des Bewahrens und zugleich Fruchtbarmachens der Vergangenheit für die Moderne, bewegten. Die Kunstschule hatte, in Abgrenzung zur allgemein herrschenden wilhelminischen Kunst, eine realistisch-impressionistische Richtung, insbesondere der Landschaftsmalerei, hervorgebracht, die als Weimarer Malerschule Bekanntheit erlangte und zur damaligen Zeit als moderne Kunst galt. Im Theater, das noch von älteren Traditionen gezeichnet war, versuchten die Künstler je einzeln zur Moderne vorzustoßen. Musikalisch stand Weimar, das im 19. Jahrhundert durch Liszt zum Zentrum der deutschen Musikentwicklung wurde, noch sehr unter dem Einfluss des Altmeisters. Während einige Musiker, darunter der Pianist Ansorge, mit dem Steiner freundschaftlich verkehrte, die Tradition Liszts weiterführten, brachte Richard Strauss als Kapellmeister bereits wieder neue Impulse in die Musikwelt der Residenzstadt. Hatte Liszt 50 Jahre zuvor Wagners Opern an die Weimarer Bühne geholt, lud Strauss Gustav Mahler zur Uraufführung seiner ersten Symphonie dorthin ein (vgl. Lindenberg, 2011, S. 202–205). Weimar hatte künstlerisch und kulturell also neben einer reichen Vergangenheit durchaus auch Neues zu bieten, obgleich die Entwicklung auch rückläufige Tendenzen zeigte. Die Spannung zwischen den modernen Entwicklungen der Gegenwart und dem Festhalten an der klassischen Vergangenheit wurde um den Jahrhundertwechsel verstärkt von einer Front

zwischen den innovativen Künstlern und einem zunehmend konservativen Bürgertum sowie der nachlassenden Förderung kultureller Entwicklung durch das Fürstentum Sachsen-Weimar-Eisenach.

### 2.3.2 Steiner in Weimar

*„In seinem Äußeren hatte Steiner schon damals etwas Dämonisch-Faszinierendes. Aus dem mageren, wohlgeformten Gesicht (...) blickten zwei unnatürlich große, schwarze Augen, in seltsamem Glanze. Ich habe nie wieder solche Augen gesehen.“ (Vögele, 2005, S. 65)*

Die Weichen für eine Übersiedlung Steiners nach Weimar waren schon im Sommer 1886 gestellt worden, nachdem er in die Herausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes nun auch im Rahmen der „Sophien-Ausgabe“, als der ersten historisch-kritischen Gesamtausgabe des deutschen Dichturfürsten, eingewilligt hatte (vgl. Zander, 2011, S. 59). Bei seinem ersten Besuch der deutschen Residenzstadt 1889, konnte er den Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs von seiner Eignung überzeugen und sich selbst einen ersten, sehr positiven, Eindruck von der Arbeits- und Lebensatmosphäre in Weimar schaffen (vgl. Lachman, 2008, S. 91).

Als Steiner 1890 endgültig übersiedelte, begann er sich mit Feuereifer in die Arbeit zu stürzen, begeistert von dem Durcharbeiten der unveröffentlichten Schriften Goethes, die ihn jeden Tag Neues entdecken ließen. Die ersten Monate im Archiv gestalteten sich daher „für einen Goetheforscher höchst befriedigend“ (Lindenberg, 2011, S. 193) und waren geprägt vom freundschaftlichen Austausch mit seinen Kollegen und der raschen Fertigstellung des ersten Bands. Steiners anfängliche Begeisterung schlug aber nach kurzer Zeit in Frust um, was vor allem mit den alltäglichen Arbeitsbedingungen und der Haltung seiner Vorgesetzten zusammenhing. Der Großteil des Archivs war noch nicht gesichtet, geordnet und erfasst, das Material musste außerdem nach den Prinzipien der Editionsphilologie einer peniblen Textanalyse unterzogen werden (vgl. ebd., S. 193f). „Es dämmerte Steiner, daß er die nächsten Jahre damit zubringen werde, Handschriften, Erstdrucke und weitere Drucke miteinander zu vergleichen, Druckfahnen und Umbruch zu korrigieren, Personen und Sachregister zu erstellen und immer wieder Lesarten-Verzeichnisse anzulegen“ (ebd. S., 195). Neben dieser Routinearbeit am Archiv, die überhaupt nicht Steiners Vorstellungen und Absichten hinsichtlich seiner Goetheforschung und -darstellung entsprach, verschlechterte sich auch das Verhältnis zu seinem Vorgesetzten, dessen Art er als einengend und lähmend empfand. Da Steiner neben seiner Abneigung gegen die trockene Philologie auch keinen großen Wert auf einen chronologischen und historisch-kritischen Charakter legte und seine Manuskripte oft viele Fehler aufwiesen, machte er sich unter den philologischen Experten keine Freunde. Die anderen Mitarbeiter am Archiv

vertraten zumeist eine völlig andere Goetheauffassung als er und seine Bemühungen, Goethes wissenschaftliche Intentionen als Ausblicke auf eine geistige Wirklichkeit weltanschaulich zu verarbeiten, konnte und wollte niemand würdigen (vgl. ebd., S. 193-196).

Steiner vermisste auch den Austausch mit seinen Wiener Freunden und die Möglichkeiten des geselligen Lebens in der Donaumetropole, hatte er doch durch seinen Umzug nach Weimar sein bestehendes soziales Netz gekappt. Verfolgt man seinen umfangreichen Briefverkehr in den Weimarer Jahren mit Freunden und Familie in Wien, tauchen durchweg die Themen Einsamkeit, Unverstandensein sowie bittere Klagen über Vorgesetzte, Kollegen, geringes Gehalt, abstumpfende Arbeit, körperliche Angegriffenheit, fehlende Anerkennung und die Weimarer Verhältnisse im Allgemeinen auf (vgl. Zander, 2011, S. 78–80). Sein Urteil über Weimar, das seiner Meinung nach die vergangene Größe der Goethe- und Schillerzeit mumifizierte, ist noch gegen Ende dieser Zeit vernichtend: „Ich weiß jetzt, daß ich in dem Augenblicke, als ich hierherging, verraten und verkauft war. Ich muß die Weimarer Jahre einfach für verloren geben. Nur wer die Dinge in der Nähe gesehen hat, weiß, welche ekelerregende Atmosphäre ein kleiner Fürstenhof um sich verbreitet“ (Vögele, 2005, S. 55). Im Rückblick seiner Autobiographie aber beschreibt Steiner nurmehr die vielen Begegnungen, die er Weimar zu verdanken hat sowie die philosophischen Fragen, mit denen er sich auch hier auseinandersetzte. Die damals empfundene Bitterkeit und Unzufriedenheit, von der seine Briefe beredtes Zeugnis ablegen, klingen dabei nicht an (vgl. ebd.).

Das Arbeiten am Archiv ermöglichte Steiner Begegnungen und Bekanntschaften mit den verschiedensten Persönlichkeiten, wie den Vertretern des Herzogtum Oranien-Nassau oder dem Kunsthistoriker Hermann Grimm (vgl. Steiner, 1925, S. 146f). Daneben führte er, anders als seine brieflichen Bezeugungen der Einsamkeit vermuten lassen, auch in Weimar ein sehr geselliges Leben, zu dem vor allem Kontakte zu den unterschiedlichsten Künstlern gehörten. Im Gegensatz zur intellektuellen Universitäts- und Gelehrtenstadt Wien war das provinzielle Weimar eine Stadt der Kultur und der Künste. „Das Theater, die Musik und die Kunstschule beeinflussten das geistige Klima Weimars.“ (Lindenberg, 2011, S. 202). Und das künstlerische Element vor Ort war es, an dem Steiner „seelisches Wohlbefinden und etwas innerlich tief Befriedigendes erlebte“ (Steiner, 1925, S. 187). Zu seinen Künstlerfreunden zählten unter anderem die Maler Otto Fröhlich und Curt Liebich, der Schauspieler Dagobert Neuffer und der Komponist Conrad Ansorge. In Bezug auf seine Bekanntschaft zu diesen Weimarer Künstlern betont Steiner in seiner Autobiographie, dass er nicht die Künstlerschaft an sich kennenlernte, da er nicht deren öffentlichen Treffpunkt aufsuchte, sondern nur mit einzelnen verkehrte (vgl. ebd., S. 191). Mit den Freunden, die er in Weimar gefunden hatte aber verbrachte Steiner viel Zeit in Cafés und auf

Spaziergängen, wobei er philosophierte, diskutierte und seine Begleiter mit seiner stupenden Bildung beeindruckte (vgl. Vögele, 2005, S. 61-67). Dabei war er aber nicht nur ein begnadeter Redner und „Lehrer“ sondern seinen Mitmenschen gegenüber auch der aufmerksamste Zuhörer: „Wie selten einer besaß er die Gabe, zuzuhören und sich für das zu interessieren, was der andere sagte“ (ebd., S. 66). Und mit seiner Respektlosigkeit gegenüber der ehrwürdigen Weimarer Gesellschaft und ihrer Goethegläubigkeit sowie seiner Geselligkeit ein gern gesehener Begleiter, wovon unter anderem die Erinnerung eines befreundeten Schriftstellers Zeugnis ablegt: „Zugleich war er der liebenswürdigste, witzigste und anregendste Kamerad am Kneiptisch, eine Eigenschaft Steiners, die wir gewissenhaft studierten“ (ebd., S. 63). Auch andere Aussagen von Freunden und Bekannten gaben einen Einblick in die durchaus feucht-fröhlichen Zusammenkünfte während der Weimarer und zu Beginn der Berliner Zeit, obgleich dahingestellt sein mag, inwieweit man von diesen Berichten auf einen exzessiven Alkoholenuss und umtriebigen Lebenswandel Steiners schließen muss (vgl. Gebhardt, 2011, S. 111).

Eine weibliche Person, die einen besonderen Eindruck bei Rudolf Steiner hinterließ, war die Schriftstellerin Gabriele Reuter. Diese verkehrte wie auch Steiner in einem Kreis von Künstlern, Schriftstellern und Mitarbeitern des Archivs, der sich als fortschrittlich und individualistisch gegenüber der vergangenheitsorientierten traditionellen Weimarer Gesellschaft empfand und insbesondere Nietzsche verehrte. Deren Gesellschaft zählte er, wie vormals die seiner Wiener Freundin Rosa Mayreder „[z]u den schönsten Stunden meines Lebens“ (Steiner, 1925, S. 159) und erinnert sich: „Unermesslich reizvoll konnten die Gespräche sein, die man mit ihr ... führen durfte. Ich denke zurück und sehe mich mit ihr an einer Straßenecke stehen, bei glühendster Sonnenhitze diskutierend mehr als eine Stunde über Fragen, die sie bewegten“ (ebd.). Tiefgehende Gespräche über Weltanschauungen und Lebensfragen ergaben sich für Steiner viele in Weimar, da sich zu dieser Zeit und an diesem Ort viele Menschen mit einem Interesse und einem Bedürfnis für derartigen Austausch befanden. Trotz dieses regen freundschaftlichen Verkehrs fühlte sich der philosophische Denker mit seiner inneren Welt doch wie abgetrennt vom Rest der Welt. Während er sich völlig auf die Denkart und Fragen der anderen einließ, konnte sich niemand dem annähern, was er selbst als Wirklichkeit, nämlich als Geistiges, erlebte. Seine Wahrnehmung des Austauschs entsprach deshalb Besuchen, die er in der Außenwelt bei anderen machte, während niemand zu ihm zu Besuch kam (vgl. ebd. S. 161-163).

Anschaulich stellt er in seiner Autobiographie die Problematik dar, vor der er mit seiner geistigen Anschauung gegenüber der weit verbreiteten, einseitig intellektuellen Denkart stand:

„Wer alles ablehnt, was nicht in seiner Denkrichtung liegt, der wird nicht bedrängt von der relativen Berechtigung, die die verschiedenen Weltanschauungen haben.(...) Wer aber eine Welt der *Anschauung* hat, wie sie die geistige sein *muss*, der sieht die Berechtigung der verschiedensten „Standpunkte“; und er muss sich fortwährend im Innern seiner Seele wehren, um nicht zu stark zu dem einen oder dem andern hingelenkt zu werden“ (ebd. S. 164)

Diese Haltung Steiners sollte man im Hinterkopf behalten, wenn im Folgenden von seiner Beschäftigung mit verschiedenen Denkrichtungen und Philosophen berichtet wird.

Steiners vielfältige Tätigkeiten außerhalb der Arbeit am Archiv deuteten auf eine zunehmende Entfernung von Goethe hin: er schrieb eine Dissertation, seine Philosophie der Freiheit, arbeitete an einem Nietzsche-Buch, übernahm die Herausgabe der Werke Schopenhauers und einer Auswahl der Werke Jean Pauls, verfasste nebenbei noch Abhandlungen und Buchrezensionen, hielt Vorträge, beschäftigte sich mit den bildenden und darstellenden Künsten, mit Hypnotismus, Suggestion und moderner Literatur sowie der Evolutionstheorie Ernst Haeckels, „alles, ohne wesentlich Bezug auf Goethe zu nehmen“ (ebd. S. 196/201). Wie schon in seiner Zeit in Wien überforderte Steiner sich mit diesem Berg an Interessensgebieten und Arbeit selber, Fertigstellungen verzögerten sich und Verleger setzten ihn zunehmend unter Druck, was seiner ohnehin gedrückten Stimmung bestimmt nicht zuträglich war. Erleichterung brachte ihm in dieser Situation die Aufnahme ins Haus der kürzlich verwitweten Anna Eunicke. Als Untermieter wuchs er schnell in die häusliche Lebensgemeinschaft hinein und genoss die familiäre Atmosphäre sowie die Abnahme der Alltagsorgen durch seine Vermieterin, zu der er bald ein freundschaftliches Verhältnis hatte. Die acht Jahre ältere Anna sollte ihm später nach Berlin folgen und dort als seine erste Ehefrau den Haushalt führen (vgl. Lachman, 2008, S. 106).

Mit seiner Dissertation, die den Titel „Die Grundfrage der Erkenntnistheorie mit besonderer Berücksichtigung auf Fichtes Wissenschaftslehre“ trug und eine Naturwissenschaft und Philosophie, respektive eine Natur und Erkenntnis, versöhnende Weltanschauung darstellte, promovierte Steiner 1891 als Quereinsteiger bei dem in Rostock lehrenden Philosophieprofessor Heinrich von Stein. Er bekam allerdings nur ein „rite“, also die Bewertung für gerade noch bestanden (vgl., Zander, 2011, S. 81–85). Damit hatte Steiner nicht die besten Voraussetzungen für eine akademische Laufbahn, deren Ziel doch seine Tätigkeit in Weimar war. Seine Pläne bezogen sich auf einen philosophischen Lehrstuhl oder zumindest die Möglichkeit einer Privatdozentur in Philosophie, zuerst in Jena, später für Wien. Für eine Berufung nach Wien benötigte er allerdings erst ein philosophisches Werk, was er zwei Jahre nach seiner Dissertation in dem Buch „Die Philosophie der Freiheit“ vorliegen hatte (vgl. Lindenberg, 2011, S. 212f). In diesem Werk waren alle „Gedanken und Intuitionen über das Ich, über Freiheit, geistige Aktivität und die wahre Natur des

Denkens“ (Lachman, 2008, S. 87), mit denen Steiner jahrelang gerungen hatte, zusammengetragen und zu einer Philosophie verdichtet. Die Philosophie der Freiheit, die er selbst als sein wichtigstes Werk bezeichnete, „ist Steiners Verteidigung seiner eigenen Wirklichkeit“ (ebd., S. 110) und obwohl bereits alle Grundlagen der späteren anthroposophischen Weltanschauung darin enthalten sind, kommen die typisch anthroposophischen Themen wie Karma, Reinkarnation und die geistige Welt darin nicht vor. Stattdessen ist es, wie Lachmann sagt, ein „strenges und anregendes Buch über das Denken“ (ebd.), in dem Steiner endlich über den Materialismus und die Kantischen Erkenntnisgrenzen triumphiert, zumindest in seinen Augen und denen seiner späteren Anhänger (vgl. ebd., S. 116). Die damaligen Kritiken fielen vernichtend aus, nur in wenigen Kreisen fand das Buch überhaupt Beachtung und der zeitgenössische Philosoph Eduard von Hartmann schickte Steiner eine korrigierte Fassung mit einer schriftlichen Abfuhr zurück.

Der Steiner Kritiker und Biograph Zander sieht in diesem „zwischen Tür und Angel“ (2011, S. 89) entstandenen Werk einen eindeutigen Bruch zum Idealismus und der Goetheschen Erkenntnistheorie des frühen Steiners, hervorgerufen durch seinen Gefolgschaftswechsel von Goethe zu dem nihilistischen Nietzsche sowie dem darwinistischen Haeckel (vgl. ebd. S. 91f). Haeckel und Nietzsche, beide gegen Ende des 19. Jahrhunderts überaus populär, waren auf ihre je eigene Art überzeugte Materialisten und standen damit Steiners Überzeugung einer geistigen Welt diametral entgegen. Der Biologe Haeckel, Atheist und Materialist, vertrat in seiner monistischen Philosophie die Ansicht, dass Materie die Grundlage alles Seins im Universum ist, wohingegen der Philosoph Nietzsche nicht im positivistischen Sinne Materialist war, sondern dadurch, dass er die Existenz einer sinngebenden geistigen Welt ablehnte. Steiner, ebenfalls Monist, sah im Geist die dem Universum zugrunde liegende Wirklichkeit und in der Existenz einer geistigen Welt eine Tatsache. Dem schien seine intensive Beschäftigung und Verteidigung der beiden Denker in den Weimarer Jahren so sehr zu widersprechen, dass er von vielen für einen Konvertiten gehalten wurde, der sich seiner Begeisterung folgend mal dem einen, mal dem anderen Denksystem anschloss und es im Nachhinein für sich zurechtbog (vgl. Lachman, 2008, S. 97–101). Selbst bezeichnet er diesen Charakterzug, der uns bereits an dem Schüler mit seinem Drang zu verstehen und dem Studenten, der sich mit Ablehnung und Begeisterung zugleich in pessimistische und mystische Kreise „warf“, begegnet ist, als ein inneres Bedürfnis: Er beschäftigte sich so intensiv mit Nietzsche und Haeckel und übernahm die Herausgabe der Werke des Pessimisten Schopenhauer sowie des Romantikers Jean Paul „weil ich es liebte, mich in Geistesverfassungen zu versetzen, die der meinigen stark entgegengesetzt sind“ (Steiner, 1925, S. 157). Dass diese Neigung Steiners ihm nicht unbedingt abgenommen wurde, bzw. unverstanden blieb, zeigt sich in der Verurteilung

zum Nietzsche-Anhänger und Atheisten, als den ihn zeitgenössische und heutige Kritiker in seiner Weimarzeit sehen (vgl. Vögele, 2005, S. 55f). Während er von Haeckel viel evolutionstheoretisches Denken, insbesondere für seine spätere Menschenkunde übernahm, verband ihn mit Nietzsche über viele Jahre eine Art Hass-Liebe, die sich in überschwänglicher Begeisterung zu Weimarer Zeiten und zunehmender Missbilligung während seiner Berliner Jahre äußerte, wobei er gegen Ende seines Lebens noch zu einer ausgewogeneren Bewertung Nietzsches gelangen sollte (vgl. Lindenberg, 2011, S. 259). Hier ein Zeugnis seines frühen Nietzsche-Enthusiasmus:

*„Ich gehöre zu den Lesern Nietzsches, welche, nachdem sie die erste Seite von ihm gelesen, mit Bestimmtheit wissen, dass sie alle Seiten lesen und auf jedes Wort hören werden, das er überhaupt gesagt hat“ (Steiner, 1925, S. 175)*

Die Beschäftigung mit Nietzsche brachte Steiner auch in näheren Kontakt zu dem im Aufbau befindlichen Nietzsche-Archiv der Schwester des Philosophen, Frau Förster-Nietzsche, die über ihren mittlerweile wahnsinnigen Bruder sowie seine unveröffentlichten Manuskripte gebot. Frau Förster-Nietzsche schien Steiner sehr geneigt und lud ihn mehrmals zu sich ein, vor dem Hintergrund, in dem begeisterten Bewunderer ihres Bruders einen geeigneten Mitarbeiter zu finden. Über die Gründe, warum es letztendlich zu keiner Mitarbeit Steiners im Nietzsche-Nachlass kam und ein offener Konflikt zwischen ihm und der Nachlassverwalterin sogar seinen Weggang aus Weimar beschleunigte, gibt es unterschiedliche Ansichten (vgl. Lachman, 2008, S. 100–103). Steiner und die ihm gewogenen Biographen berichten, dass die Herausgabe und Arbeit an den Nietzsche-Manuskripten Steiner zwar ungemein gereizt hätten, ihm aber durch die Intrigen Frau Förster-Nietzsches, die ihn gegen den bestehenden Herausgeber Fritz Koegel auszuspielen versuchte, unmöglich gemacht wurden. Eine andere Version beschreibt Zander: Steiner hätte „um fast jeden Preis“ (2011, S. 98) versucht diesen Posten zu bekommen, indem er insgeheim gegen Fritz Koegel konkurrierte und sich bei Nietzsches Schwester bis zum Schluss versucht habe, einzuschmeicheln. Die Mitarbeit sei nicht an seiner loyalen und standhaften Ablehnung gescheitert, sondern ihm aufgrund fehlender Demutsbezeugungen von Frau Förster-Nietzsche verweigert worden. Einig sind sich beide Darstellungen, dass die Schwester des Philosophen die Schriften ihres Bruders missbrauchte, indem sie die Deutungshoheit ausnutzte und Texte, zur Unterstützung eigener Anliegen, veränderte oder ergänzte (vgl. ebd.).

Die Arbeit am Goethe- und Schillerarchiv beendete Steiner offiziell 1896, seine eigene Beschäftigung mit Goethe schloss anschließend mit dem Buch „Goethes Weltanschauung“ ab. Neben diesem Abschließen mit den äußeren Umständen berichtet Steiner in

seiner Autobiographie außerdem von einer seelischen Veränderung, die er als ein Erwachen für die Wirklichkeit der Äußeren Welt beschreibt. Hatte er sich zuvor immer mehr in der geistig-übersinnlichen Welt zuhause gefühlt und diese leicht erfasst, begann für ihn plötzlich eine intensive Wahrnehmung der sinnlich-beobachtbaren Welt und ihrer Einzelheiten (vgl. Lindenberg, 2011, S. 261–270). Eine Entwicklung, die ihm ermöglichte in eine neue Beziehung zur Außenwelt zu gehen, was sich auch in seinem äußeren Leben widerspiegelte: Dem Aufenthalt im idyllischen, eher beobachtenden Weimar folgte ein Eintauchen in den Strom der Zeitereignisse im schillernden und aufregenden neuen Mittelpunkt des Deutschen Reichs: Berlin.

### 2.3.3 Berlin 1897-1902

*„Mir gefällt Berlin, ich finde es freundlich, lebhaft, gastlich, mit seinem frischen, reinlichen Aussehen, den neuen Straßen, weißen Fassaden (...) so schmuck, so blitzblank, so voller Abwechslung, was ich ganz besonders liebe“ (Huret, 1997, S. 14)*

Das Wesen der Stadt veränderte sich im 19. Jahrhundert durch die Mechanismen der Industrialisierung und die gewandelten sozialen Beziehungen einer entstehenden Klassengesellschaft von Grund auf. Ruhelosigkeit, Hektik, Vergänglichkeit und beständiger Wandel waren allgegenwärtig. Ein Übermaß an Eindrücken und Möglichkeiten zur Zerstreuung trug ebenfalls zur desorientierenden Wirkung des Stadtcharakters bei, so dass für den Durchschnittsmenschen das Alltagsleben schnell aus den vormals gleichmäßigen Bahnen geriet und Beständigkeit zum Fremdwort wurde. Äußerlich veränderte sich die Topografie indem die alten Wahrzeichen einer Stadt, wie Paläste, Rathhäuser und Kirchtürme, von Wohnblöcken, Einkaufspassagen und Industrievierteln mit rauchenden Fabrik-schlotten ersetzt wurden (vgl. Fritzsche, 2008, S. 16f,45f).

Berlin verkörperte wie keine andere europäische Stadt diesen modernen Typus der Metropole. Das „Berliner Tempo“ war gleichbedeutend mit einem konkurrenzlosen dynamischen Aufschwung und einer rasanten Beschleunigung des alltäglichen Lebens. Berlin selbst war eine sehr junge Großstadt, in der alles den Charakter des Neuen trug, anders als in den alten Kulturstädten Wien oder München. Für Steiner, aus Wien kam und von dem ebenfalls kulturgeschichtlich bedeutsamen Weimar nach Berlin übersiedelte, herrschte daher ein spürbarer Unterschied in der Atmosphäre der Städte. Vor allem Auswärtige und Besucher nahmen den Mangel an Eleganz, an Geschmack und Lebensgenuss in Berlin wahr. Stattdessen bescheinigten sie der aufsteigenden Metropole eine hektische Betriebsamkeit, eine Vorliebe für Zurschaustellung von Prunk, ein neureiches Geltungsbedürfnis und eine gewisse Selbstverliebtheit (vgl. Fischer, 2000, S. 26–28).

Berlin, das wenige Jahrzehnte zuvor noch die provinzielle Hauptstadt des preußischen Königreichs gewesen war, war von der Hegemonialmacht Preußen und dem hohenzollerischen Kaiser zum neuen Mittelpunkt des Nationalstaats bestimmt worden, ohne allerdings dem Wesen nach ein Zentrum Deutschlands zu sein. Auch den Stand einer Weltmetropole mit bestimmten Wahrzeichen und kulturellen Entwicklungen musste es sich erst erarbeiten, da die wenigen Hinweise auf ein Stück glorreiche Vergangenheit noch aus der Zeit Friedrich des Großen stammten (vgl. Mommsen, 1993, S. 182f). Erst unter Wilhelm II kam es zu einem planmäßigen Ausbau Berlins zur repräsentativen Hauptstadt Deutschlands mit dem Bau der Museumsinsel, des Berliner Doms und der Siegesallee, wobei sich alle diese Prestigebauwerke auf einen kleinen Bezirk, das sogenannte kaiserliche Berlin, zwischen Stadtschloss und Brandenburger Tor, beschränkten (vgl. ebd. S. 187f). Dass Berlin die Entwicklung von der unbedeutenden königlichen Residenz zur Weltstadt tatsächlich innerhalb weniger Jahrzehnte durchlief, sorgte für die, als Berliner Tempo bekannte, dramatische Beschleunigung sowie weitreichenden Veränderungen der allgemeinen Lebensbedingungen. Um die Jahrhundertwende war es eine der bevölkerungsreichsten und zugleich am schnellsten wachsenden Metropolen Europas, vergleichbar mit den nordamerikanischen Städten (vgl. Fritzsche, 2008, S. 9,17). Die Bevölkerung reichte an die zwei Millionen heran, nur London und Paris waren größer. Dabei besaß die junge Großstadt weder ein konstantes Äußeres, noch eine einheitliche Geschichte. Die Felder und Kiefernwälder des ländlichen Umfelds verwandelten sich in Siedlungsgebiete mit Villen, Häusern oder Wohnblöcken, die umliegenden Dörfer wurden von der sich beständig ausdehnenden Stadt erfasst und eingegliedert (vgl. Lindenberg, 2011, S. 273).

Die deutsche Hauptstadt hatte viele Gesichter: hier lag das Zentrum der Verwaltung und der Politik, mit dem Reichstag und dem kaiserlichen Hof. Mit 18 stationären Regimentern war das Militär ständig präsent, weshalb Berlin auch gerne mit dem Klischee der Pickelhaube und Parademärsche belegt wurde. Es war eine Stadt des gedruckten Wortes, in der Zeitungen und Verlage im Übermaß vorhanden waren und es beherbergte die beste Universität des Reichs, an der hervorragende Wissenschaftler lehrten. Das Faszinierendste an dieser Metropole aber war ihr industrieller Charakter (vgl. ebd.). Denn Berlin war, trotz seiner Funktion als Hauptstadt und nach 1900 auch als Zentrum des modernen kulturellen Lebens, der Inbegriff einer Industriestadt, ja sie identifizierte sich „fast ausschließlich mit der Industrialisierung“ (Fritzsche, 2008, S. 18). Die günstige Flusslage und der Ausbau der Eisenbahn machten es zum Handelsknotenpunkt des jungen Deutschland, das nach der Reichsgründung insbesondere dank einer rasanten Industrialisierung seinen Platz unter den anderen europäischen Großmächten behauptete. Unverzichtbar für diese Entwicklung war eine fortschrittliche Forschung in den Bereichen der Naturwis-

senschaften und der Technik, weshalb in Berlin, als dem Zentrum der preußischen Interessenpolitik und Produktion, umfassende Investitionen in diese Bereiche getätigt und bedeutende Ergebnisse erzielt wurden. In Folge wurde auch die akademische Bildungslandschaft verbessert und Hochschulen neugegründet sowie vergrößert (vgl. Engel, 1984, S. 125). Berlin war also zugleich Hauptstadt der Wissenschaft, was sich auf die jungen Natur- und Ingenieurwissenschaften ebenso bezog wie auf die traditionellen Fakultäten der Philosophie, Theologie, Ökonomie und Medizin. Die Philosophen Max Dessoir und Wilhelm Dilthey, die Mediziner Rudolf Virchow und Robert Koch sowie der Physiker Max Planck wirkten um die Jahrhundertwende in Berlin, ab 1913 auch Albert Einstein (vgl. Haupt & Würffel, 2008a, S. 170f).

Wenig Aufwand wurde von Staatsseite für den Bildungsstand der Arbeiterklasse betrieben, die in der rastlosen Industriestadt natürlich ebenfalls vorhanden war. Nachdem das Sozialistengesetz aufgehoben worden war, gründeten die Arbeiter sich ihre eigenen Hochschulen. Das Beispiel der Arbeiterbildungsschule, die 1891 von Wilhelm Liebknecht gegründet wurde, zeigte, dass es den Arbeitern dabei nicht mehr nur um das Erlernen elementarer Fächer und Fähigkeiten und die Vorbereitung auf den Klassenkampf ging, sondern ihre Interessen sich auf ein tieferes Verständnis der Welt und eine umfassendere Bildung zu erstrecken begannen. Denn erst als die Schule ihr Angebot um humanistische Fächer wie Literatur und Geschichte erweiterte und die Einstellung neuer, der Sozialdemokratie teilweise fernstehender Dozenten bewirkte, erreichte sie damit ihre potentielle Zuhörerschaft. Einer dieser Dozenten war Rudolf Steiner, der sich, trotz seiner kritischen Haltung zur Sozialdemokratie, zum gefragtesten Lehrer der Arbeiterbildungsschule entwickelte (vgl. Reckenfelder-Bäumer, 1984, S. 405f). Die Arbeiterschaft Berlins lebte, wie überall in Europa, in Erwartung des Umsturzes der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft und hatte sich, infolge der Sozialistengesetze, in besonders hohem Maße politisch zum Klassenkampf organisiert. Die sozialen Verwerfungen führten auch hier zu Spannungen, denn die großbürgerliche und repräsentative Fassade des kaiserlichen und bürgerlichen Berlins verdeckte nur die nach wie vor harte Lebenswirklichkeit der Industriearbeiterschaft, mit den extrem beengten Wohnverhältnissen, der Armut und den miserablen sozialen wie hygienischen Bedingungen der Hinterhöfe (vgl. Haupt & Würffel, 2008a, S. 171). Der Fabrikalltag war von Hektik und militärischer Disziplin gekennzeichnet, dennoch kamen der Arbeiterschaft eine zunehmende Verständigung zwischen Arbeitgeberern und Arbeitern sowie streng kontrollierte Auflagen zu Arbeitsbedingungen und –hygiene zugute, die zunehmend im Sinne des Proletariats wirkten (vgl. Huret, 1997, S. 214–230). Sonntags bewegten sich die Arbeiter und ihre Familien geschlossen in die Natur rund um Berlin, unter der Woche suchten sie nach Feierabend Entspannung und Zerstreuung in

Kneipen und Gaststätten. Auch Intellektuelle, Künstler und Durchschnittsbürger wussten die Nächte in der Großstadt zu nutzen, weshalb dem französischen Zeitzeugen der Berliner als besonders vergnügungssüchtig erschien und er der Hauptstadt ein außerordentlich lebhaftes Nachtleben bescheinigte (vgl. ebd., S. 46,79f).

Die allgemeine Reinlichkeit, die auffallende Sauberkeit der Großstadt und die gesetzestreue Haltung der Berliner schienen dem Beobachter „mit dem wachsamen Auge der Regierenden wie auch der verständigen Unterordnung der Regierten“ (ebd., S. 280) zusammenzuhängen, die beispielhaft für ganz Deutschland unter dem Motto „Hier wird das Gesetz befolgt“ stehen könnte. Dabei dürfen Berlin und seine Bewohner aber nicht einfach als folgsame und pflichtgemäße Repräsentanten des Kaisers und seines Großmachtstrebens dargestellt werden. Es existierte ein erheblicher Gegensatz zwischen Hauptstadt und Herrscher, bürgerlichem und kaiserlichem Berlin. Während Wilhelm II Berlin den Charakter einer sitzamen, bescheidenen Provinzstadt erhalten wollte, zeugten die Fabriken und Gewerbe, Konsumtempel, Theater und andere Vergnügungstätten, eine starke sozialdemokratisch organisierte Arbeiterschaft und ein ebenfalls starkes liberales Bürgertum von den Entwicklungen einer modernen Großstadt. Entgegengesetzt zum kaiserlichen konservativ realistischen Kunst- und Baustil entwickelte sich Berlin mit der Jahrhundertwende zum führenden Kunstzentrum Europas mit einer blühenden avantgardistischen Bewegung (vgl. Mommsen, 1993, S. 189–191). Auch in der Kultur- und Literaturszene zog die aufsteigende Großstadt durch ihre Kontraste, Widersprüche und ihre vitale Aufbruchsstimmung moderne Schriftsteller, Schauspieler und Dramatiker aus dem ganzen deutschsprachigen Raum an. Was es an modernen Entwicklungen in den Bereichen Kunst und Kultur gab, sammelte sich hier und machte Berlin zur Hauptstadt des neuen deutschen Kulturlebens. Besonders einflussreich in allen Bereichen von Kunst bis Literatur war der Naturalismus, wobei die Jahrhundertwende gekennzeichnet war von einem Pluralismus an Stilen und Richtungen, die oft nahezu gleichzeitig auftraten, wie Impressionismus, Jugendstil, Neuromantik oder Expressionismus (vgl. Frecot, 1984a, S. 319). Auf den Berliner Bühnen feierten Hauptmann, Schnitzler, Halbe und Bahr mit naturalistischen und gesellschaftskritischen Dramen Erfolge. Experimentelle und sozialkritische Bühnenstücke wurden auf der neugegründeten „Freien Volksbühne“ aufgeführt, die sich der Förderung moderner Dramen unabhängig von Theaterzensur und kommerziellen Erfolgen verschrieben hatte und Berlin den Ruf einer bedeutenden Theaterstadt verlieh (vgl. Prinz, 1984, S. 299f). Neben dem vielfältigen Theaterleben war die reiche Verlagslandschaft ein Anziehungspunkt für Autoren und Schriftsteller, die sich in Berlin sammelten: Christian Morgenstern, Peter Hille, Else Lasker-Schüler, Wedekind, Rilke, um ein paar zu nennen (vgl. Haupt & Würffel, 2008a, S. 173).

Als eine der bestverwalteten Städte Deutschlands, stellte Berlin außerdem ein Glanzbeispiel für eine liberale Politik dar. Die Herausforderungen der raschen industriellen Entwicklung und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Verwerfungen, des rasanten Wachstums der Stadt und einem ständigen Strom an Zuwanderern, meisterte die liberale Stadtpolitik durch „[l]eistungsfähige kommunale Versorgungsbetriebe, ein vorzügliches Verkehrssystem, zahlreiche kommunale Krankenhäuser und ein großes Netz von kulturellen Institutionen aller Art“ (Mommsen, 1993, S. 191). Berlin war in erster Linie nicht die konservativ preußische Metropole und Interessenwahrerin, sondern ein bedeutendes Zentrum avantgardistischer Kunst und Kultur, sowie fortschrittlicher Wissenschaft, die von einer bürgerlichen Gesellschaft getragen und vorangebracht wurden, nicht von den alten Führungseliten Kaiser, Adel und Militär. Die Bürgerstadt Berlin stand für den Kampf einer modernen, den liberalen Grundsätzen entsprechenden politischen Kultur, gegen die autoritären Regierungsbemühungen eines preußisch-deutschen Machtstaates (vgl. ebd. S. 192f). Gleichwohl gilt es hier anzumerken, dass Militär und Hohenzollerndynastie das Stadtbild und Lebensgefühl in Berlin allgemein prägten und in bestimmten Bezirken, und Kreisen auch erheblich beeinflussten: „Das Zweite, was mir auffällt [an Berlin; J.M.], ist dieses Herauskehren der militärischen Dinge, dieses Vordrängen der Hohenzollern und der Armee, dem man auf Schritt und Tritt begegnet“ (Huret, 1997, S. 18). Ob als Standbilder und Denkmäler, bei Paraden oder in der Zensur, Kaiser und Armee, die Repräsentanten des Obrigkeitsstaates, waren allgegenwärtig und wirkten auf die Stadt und ihre Bewohner. Schon die Kinder wurden zu Bewunderern des Militärs erzogen, die Berufung zum Reserveoffizier war der größte Wunsch eines jeden Studenten, und die Armee galt vielen als die große Erzieherin der Gesellschaft (vgl. ebd., S. 332-334).

Die deutsche Hauptstadt besaß um die Jahrhundertwende einen kleinen, aber sehr wohlhabenden jüdischen Bevölkerungsanteil. Obwohl auch hier eine antisemitische Haltung den Tendenzen der Zeit entsprach, wies diese bei Weitem nicht die gesellschaftliche Bedeutung und Intensität des Wiener Antisemitismus auf. Die Berliner zeichneten sich durch eine eher pragmatische Einstellung zum Antisemitismus aus und machten von einer unterschwelligeren Form Gebrauch, der den Juden bestimmte Zugänge zur Gesellschaft verwehrte, insbesondere im Bereich des Militärs (vgl. Fesser, 2009, S. 132).

Preußen und damit auch seine Hauptstadt waren traditionell protestantisch geprägt. Gleichwohl hatten die christlichen Konfessionen im Verlauf der industriellen Revolution und dem Siegeszug der Naturwissenschaften beträchtlich an Bedeutung und Glaubwürdigkeit verloren, was die Menschen ihre weltanschaulichen Bedürfnisse anderweitig befriedigen ließ (vgl. Roters, 1984, S. 375). In der Großstadt Berlin entwickelte sich aus dieser Situation und dem Gefühl der Naturentfremdung eine Form der monistischen Weltan-

schauung, die auf der Suche nach einem Erleben der Einheit von Mensch, Gott und Schöpfung, eines Allgefühls, bemüht war Naturwissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion in eine Übereinstimmung zu bringen. Anders als der damals in Deutschland weit verbreitete positivistische Monismus Haeckels strebten die Berliner Monisten, die sich im Giordano-Bruno-Bund organisierten, als Goetheanisten dabei aber eine Überwindung des Materialismus an. Neben dieser Weltauffassung waren Gedanken Stirners und Nietzsches von besonderer Bedeutung für die Weltanschauung in Berlin um 1900, bevor Freuds Psychoanalyse zum Mittelpunkt einer neuen Identitätsfindung und Weltauslegung wurde (vgl. ebd., S. 376-378). Der Verlust von Ganzheitlichkeit, Sinn, Überschaubarkeit sowie der Verbindung zu Natur und einer natürlichen Lebensweise in der, von der Industrialisierung gezeichneten, Großstadt machte Berlin auch zum Zentrum zahlreicher Reformbewegungen, die eine Neugestaltung der verschiedensten Lebensbereiche anstrebten. Die zumeist bürgerlichen Lebensreformer versuchten der Stadt und den bürgerlichen Konventionen zu entkommen und besaßen dabei ein erstes Problembewusstsein für die modernen, den Fortschritt begleitenden, Entwicklungen wie Umweltzerstörung und Zivilisationskrankheiten. Sie zielten auf innere und äußere Autonomie sowie eine Gesundung des Individuums ab, als Kulturreform auch auf einen Heilprozess für die ganze Gesellschaft (vgl. Frecot, 1984b, S. 420f). Ob Vegetarismus, Umwelt- und Tierschutz, Naturheilkunde, Freikörperkultur, sexuelle Zwanglosigkeit, Ernährungsreform, Siedlungs-, Bodenreform- oder Antialkoholbewegung, Jugend-, Frauen- und Schulreformbewegung, die bürgerliche Gesellschaft befand sich aufbruchsgestimmt auf der Suche nach neuen, besseren Lebensgrundlagen (vgl. Fesser, 2009, S. 133).

#### **2.3.4 Steiners Berliner Jahre bis zur Theosophie**

*„Persönlich wirkte er ... mehr verführerisch. In seinen dunklen Augen wohnte eine hypnotische Kraft, und ich hörte ihm besser und kritischer zu, wenn ich nicht auf ihn blickte, denn sein asketisch-hageres, von geistiger Leidenschaft gezeichnetes Antlitz war wohl angetan, nicht nur auf Frauen überzeugend zu wirken.“ (Vögele, 2005, S. 131)*

Nach Beendigung seiner Arbeit am Goethearchiv stand Steiner vor der Frage welchen Weg er zukünftig einschlagen sollte. Den Gedanken an eine akademische Laufbahn hatte er aufgeben müssen, in Weimar bleiben wollte er nicht. Sein größtes Bedürfnis zu dieser Zeit war es, geistige Impulse aus seinen Erkenntnissen an die Öffentlichkeit zu bringen. Er wollte „so viel sagen, als zu sagen möglich war“ (Steiner, 1925, S. 238) und da weder seine Bücher, noch seine Kontakte zu zeitgenössischen Philosophen in diese Richtung den gewünschten Erfolg gebracht hatten, nutzte er eine Gelegenheit, die sich ihm in Berlin bot. Zusammen mit einem Freund aus Weimarer Zeiten, Otto Erich Hartleben, über-

nahm er 1897 die Herausgabe des mehr schlecht als recht laufenden, wöchentlich erscheinenden „Magazin für Litteratur“ mit dem Gedanken, hier ein Mittel zur Verbreitung seiner Ideen gefunden zu haben (vgl. Lachman, 2008, S. 123–125). Die darauf folgenden Jahre zwischen 1897 und 1902 bedeuteten für Steiner eine innerlich wie äußerlich aufwühlende Zeit, in welcher der brave Philosoph mit allen Regeln der Bürgerlichkeit zu brechen und mehrere ideologische Kehrtwendungen zu machen schien: „Der Weltanschauung nach war er Haeckelianer, Materialist und Atheist, politisch nannte er sich Anarchist und wir Sozialdemokraten galten ihm als Bourgeois. (...) In seiner Lebensführung war er durchaus Libertin, voller Lust am irdischen Dasein und recht hemmungslos im ausgiebigen Genuss dieses Daseins“ (Vögele, 2005, S. 107). Wenig später sollte sich nämlich umtriebige Intellektuelle zum gesundheitsbewussten, genussabstinenten, christlich erweckten Verkünder geistiger Inhalte, unter dem Mantel der Theosophie, wandeln.

In der Zeit, als Steiner Herausgeber des Magazins war, präsentierte sich Berlin als eine Hauptstadt der Literatur. Der Journalismus boomte und prägte, als modernste Branche, das öffentliche Leben und das Bewusstsein der Gesellschaft maßgeblich (vgl. Gebhardt, 2011, S. 131f). Steiner hatte also prinzipiell die richtige Methode gewählt, um vielen Menschen seine Ideen zu vermitteln. Allerdings gestaltete sich diese Aufgabe schwerer als gedacht: Das Magazin war, um finanziell über die Runden zu kommen, darauf angewiesen, der „Freien literarischen Gesellschaft“ als Organ zu dienen, in der Steiner sich durch seine Übernahme verpflichtete, ebenfalls Vorträge zu halten. Die bestehende Klientel aus Leser- und Mitgliederkreis hatte ganz bestimmte Vorstellungen und Bedürfnisse, auf die Steiner sich einzustellen versuchte, allerdings in der Art, dass er gleichzeitig bemüht war auch seine geistigen Inhalte zu übermitteln. Doch erreichte er weder bei seinen Vorträgen, noch mit seinen Artikeln ein aufnahmefähiges Publikum, sondern stieß mit seinen Bemühungen auf wachsende Widerstände und Unverständnis (vgl. Steiner, 1925, S. 239–242). Aufgrund seiner Tätigkeit für das Magazin verkehrte er zu Beginn seines Berliner Aufenthalts in den literarischen Kreisen um seinen Mitherausgeber Hartleben, was ihn zugleich aus anderen Kreisen ausschloss. Die Berliner Gesellschaft war in verschiedenste Milieus und Schichten unterteilt, die recht segregiert nebeneinander her existierten. Durch seine Involvierung in das avantgardistische, anti-bürgerliche Milieu der Literaten und Publizisten hatte Steiner keinen Zutritt zu den Kreisen der offiziellen Wissenschaft oder der großbürgerlichen Kunst- und Kulturszene (Lindenberg, 2011, S. 273f). Sein Umgang beschränkte sich etwa anderthalb Jahre auf diese Gruppierungen, „in denen der Darwinismus, der Sozialismus, der Anarchismus oder die Frauenemanzipation neben experimenteller Literatur und Dramatik ein Thema war“ (ebd., S. 274) und die seinem Ruf als respektablen Goetheforscher und Wissenschaftler sehr schaden sollten. Er selbst fasst diese

Erfahrung als Fehlgriff zusammen: Er habe sich in seinem Bemühen, diese Kreise wirklich kennen zu lernen, arglos auch auf deren „Dreck“ eingelassen und das mit „recht dreckigem Klatsch büßen müssen“ (ebd., S. 275).

Neben seiner Redaktionstätigkeit und den Vorträgen in der Literarischen Gesellschaft gehörte zu den nämlichen Kreisen auch die freie „Dramatische Gesellschaft“, in deren Vorstand Steiner gewählt wurde und in der er sich als Regisseur an der Inszenierung moderner Theaterstücke versuchte, was ihm selbst sehr, den Zuschauern weniger zusagte (vgl. Lachman, 2008, S. 128). Seiner Beschäftigung mit dem modernen Theater und der modernen Literatur entsprangen außerdem zahlreiche Literatur- und Theaterkritiken, die er nach eigenen Vorstellungen urteilsfrei gestaltete und somit die Erwartungen seiner Leser ein weiteres Mal enttäuschte. Scharfsichtig und pointiert hingegen war seine Behandlung gegenwärtiger Zeitereignisse, wie der Regierung Bismarcks oder der Dreyfuss-Affäre sowie soziologischer Gegenstände, wie sie in den Aufsätzen „Die soziale Frage“ und „Freiheit und Gesellschaft“ ausgeführt sind. Dennoch stieß er auch hier mit der Auswahl seiner Themen, bzw. seines jeweiligen Standpunktes mehr Leser vor den Kopf, als dass er neue gewann. Das Magazin war ihm – so wie er seinerseits dem Magazin – eine ständige Sorge. Finanziell stand es fortwährend am Rande des Ruins und war kaum in der Lage auch nur die materielle Lebensgrundlage des Herausgebers zu sichern (vgl. Lindenberg, 2011, S. 277–282). Dieser Zeitabschnitt seiner Berliner Jahre könnte Steiner erschienen sein „wie eine schlechte Neuauflage seines Lebens ein Jahrzehnt zuvor in Wien ... mit endlosem Kaffee, Gerede bis spät in die Nacht, armseligen Unterkünften und schlechtem Essen“ (Lachman, 2008, S. 127). Freunde und Bekannte wussten zudem von durchzechten Nächten, finanziellen Engpässen und fehlenden Perspektiven zu berichten. Steiner machte in dem Kreis von Dichtern, Schriftstellern und Sonderlingen das ganze anti-bürgerliche Programm durch, manches freiwillig, manches unfreiwillig. Äußere Beständigkeit erlangte dieses ruhelose Leben durch den Zuzug der Familie Eunike nach Berlin und Steiners Übersiedlung in einen gemeinsamen Haushalt. Über seine kurz darauf geschlossene Ehe mit Anna Eunike möchte Steiner in seiner Autobiographie keine näheren Auskünfte geben, da Privates seiner Ansicht nach nicht in die Öffentlichkeit gehöre (1925, S. 262f). Abgesehen von seiner Zurückhaltung in derlei Auskünften gehen einige Biographen davon aus, dass Steiners Ehen eher zweckmäßig und rational als liebevoll eingerichtet waren, da sein bevorzugter „Verkehr“ mit Frauen ohnehin auf der platonischen Ebene lag.

Tiefere Freundschaften schien Steiner in Berlin, zumindest rückblickend, zu vermissen. Die avantgardistischen Schriftsteller und Künstler gingen so sehr in ihrem Metier auf, dass es seinem Empfinden nach zu keiner Begegnung von Mensch zu Mensch kam

und ihm „wirklich menschlich-herzliche Verhältnisse“ (ebd., S. 246) wie in Wien oder Weimar fehlten. Dennoch lässt sich zumindest von zwei engen Freundschaften aus dieser Zeit berichten. Den einen Freund, Ludwig Jacobowski, gewann Steiner aus eben jenen Kreisen, der andere war ihm bereits aus Weimar bekannt: der Stirner-Herausgeber John H. Mackay. Jacobowski war ein jüdischer Dichter und Sozialdenker, der Steiner in seine künstlerisch-politisch ausgerichtete Gesellschaft „Die Kommenden“ mitnahm, von der im Folgenden noch die Rede sein wird (vgl. Lachman, 2008, S. 129f). Das andere Freundschaftsverhältnis zu dem Stirner-Herausgeber John H. Mackay beruhte auf der gegenseitigen Wertschätzung ihrer philosophischen und ethischen Ansichten. Der Philosoph Stirner hatte Steiner schon in Weimar beschäftigt und Mackay brachte ihn nun über seine eigene Darstellung eines individualistischen Anarchismus wieder damit in Berührung. Steiner vertrat in seiner Philosophie der Freiheit einen ethischen Individualismus, der wiederum Mackay interessierte. Da Mackay sich selbst als Anarchisten bezeichnete, obgleich er Gewalt generell ablehnte und den Kommunismus aufgrund seiner Neigung zur gewaltsamen Veränderung der gesellschaftlichen Zustände scharf kritisierte, wurde Steiners freundschaftliche Beziehung zu ihm in der Öffentlichkeit als potentiell gefährliche Verbindung wahrgenommen, was seinem „Magazin für Litteratur“ weitere Abonnenten kostete. Grundsätzlich wurde immer deutlicher, dass das Magazin zur Verbreitung seiner Ideen nicht geeignet war und alle Bemühungen Steiners stattdessen zu einer zunehmenden Entfremdung des Leserkreises führten, weshalb er die Zeitschrift im Jahr 1900 ohne größeres Verlustgefühl abgab (vgl. ebd., S. 130-132). Aufgrund seiner intensiven Beschäftigung mit den Gedanken Nietzsches und Stirners, war Rudolf Steiner im Laufe der Jahre in eine oppositionelle Haltung gegenüber allem Religiösen, und dem Christentum insbesondere, geraten. Doch hatte er in seiner Berliner Zeit ein spirituelles Erlebnis, das seine Einstellung zur Bedeutung des Christus und einer christlichen Religiosität, völlig wandelte. In seiner Autobiographie erwähnt er, ohne die Begebenheit näher zu erläutern, vor dem Mysterium von Golgatha gestanden zu haben, welches er von da an als Wendepunkt in der Menschheits- und Erdentwicklung betrachtete. Nach diesem Erlebnis bedeutete der Christus-Impuls für Steiner eine der Grundlagen seiner Weltanschauung, was sich in der christlichen Theosophie, die er vertrat, als auch in der Anthroposophie widerspiegelt (vgl. Ullrich, 2010, S. 57).

Während er noch mit der Herausgabe des Magazins betraut war, bekam Rudolf Steiner eine Anfrage, Geschichtsvorlesungen für die sozialdemokratische Arbeiterbildungsschule in Berlin zu halten. Diese stellte zunächst für beide Seiten eine Gewinnsituation dar. Die Schule erhielt einen charismatischen, vielseitig gebildeten und mitreißenden Dozenten, der bei den Zuhörern sehr schnell den höchsten Beliebtheitsstatus gewann. Rudolf Stei-

ner seinerseits bekam neben dem kleinen Zuverdienst Gelegenheit, sein Rednertalent auszubauen, sowie seinen Wirkkreis und seinen Horizont zu erweitern, indem er ein ganz neues Milieu kennen und schätzen lernte: das Proletariat. Unter der Bedingung, seinen Unterrichtsinhalt eigenständig und unabhängig von der marxistischen Weltanschauung gestalten zu dürfen, begann Steiner, der zuvor immer wieder seine Abneigung gegen die Sozialdemokratie ausgedrückt hatte, im Jahr 1899 seine Unterrichtstätigkeit (vgl. Lindenberg, 2011, S. 300f). Schnell erweiterte sich sein Themeninhalt von der allgemeinen Geschichtsvorlesung zu Vorträgen über „indische, persische und arabische Kultur; Philosophie; Naturwissenschaften und Sozialgeschichte“ (Lachman, 2008, S. 139) sowie einem Kurs zu Rhetorik. Auch in diesem Umfeld wandte Steiner wiederum viel Zeit und Energie auf, um sich intensiv auf den Kreis seiner Zuhörer einzulassen, sowohl was ihre Sprache, ihr Weltverständnis und ihre Lebenswirklichkeit, als auch ihre Fragen und Erwartungen betraf. Seine Anteilnahme und Bemühungen wurden unter den Arbeitern mit größter Begeisterung aufgenommen, was sich an den schnell wachsenden Zuhörerzahlen, den an die Vorträge anschließenden langen Diskussionen und den zahlreichen positiven Erinnerungen ehemaliger Schüler ablesen lässt (vgl. Lindenberg, 2011, S. 300–302).

Die Begegnung Steiners mit der Arbeiterschaft und die Art seines Eingehens veranlasste sowohl den Redner, als auch einen seiner Zuhörer, zu der Schlussfolgerung, dass die Entwicklung der Arbeiterbewegung ganz anders hätte verlaufen können, wenn sich mehrere Menschen auf eine ähnlich empathische, interessierte Weise auf diese Klasse eingelassen hätten (vgl. ebd. S. 304; Steiner, 1925, S. 267). Die Wirklichkeit aber war so gestaltet, dass die verschiedenen Klassen nebeneinander her existierten und sich kaum jemand um eine Verständigung und echten Austausch bemühte. So war das Proletariat sich selbst überlassen und das Bürgertum verpasste die Möglichkeit, einen positiven Einfluss in dessen Entwicklung geltend zu machen (vgl. Steiner, 1925, S. 267). Die dankbaren und enthusiastischen Äußerungen von Steiners Schülern bewegen den Biografen Lachmann zu der Ansicht, dass Steiner der „geborene Lehrer“ (2008, S. 139) war. Dies ist insbesondere interessant wenn man bedenkt, dass dieser Mann, der selber nie Kinder hatte und dem oft genug eine fehlende pädagogische Qualifikation vorgehalten wird, 20 Jahre später die Waldorfpädagogik kreieren sollte, auf deren Grundlage heute noch Tausende von Kindern unterrichtet werden. Er selbst fasste die Tätigkeit an der Arbeiterbildungsschule als Teil seiner Mission auf, „die Wirklichkeit des Geistigen in die Köpfe seiner Zuhörer zu bringen“ (ebd., S. 138), wie er dies bereits durch seine Arbeit an dem Magazin versucht hatte. Da die Arbeiter in ihrer Lebenswelt von einer materialistischen und marxistischen Weltanschauung geprägt waren, wollte Steiner sie von diesem Weltbild ausgehend behutsam an den Idealismus und eine geistige Wirklichkeit heranführen, indem er

„aus dem Materialismus heraus den Idealismus erstehen [ließ]“ (Steiner, 1925, S. 265). Die Tatsache, dass Rudolf Steiner vor seiner Lehrtätigkeit an der Arbeiterbildungsschule die Sozialdemokratie und den Marxismus verachtet hatte und nun „Teilwahrheiten“ (ebd.) einer marxistischen und materialistischen Einstellung in seine Vorträge einfließen ließ, machte ihn in den Augen der Öffentlichkeit, insbesondere der kritischen, zu einem Opportunisten. Seinen eigenen Angaben nach ist er der geistig idealistischen Weltanschauung aber lebenslang treu geblieben, nur hätten die verschiedenen Umstände jeweils besondere Auseinandersetzungen mit andersartigen Denkartern erfordert. Man erinnere sich hierzu an das weiter oben angeführte Zitat zu der relativen Berechtigung verschiedener Standpunkte. Die Beliebtheit Steiners als Lehrer war so groß, dass die Arbeiterschaft seine Unterrichtstätigkeit auch noch einige Zeit gegen den Willen des Vorstands durchsetzte, als dieser, auf die wenig marxistisch und zunehmend esoterischen Inhalte aufmerksam geworden, den Publikumsliebling loswerden wollte. Doch 1904 quittierte Steiner seine Unterrichtstätigkeit an der Arbeiterschule endgültig, nachdem seine Gegner ihm ein freies Wirken unmöglich gemacht hatten und er im Kreise der theosophischen Bewegung ein aufnahmebereiteres Publikum gefunden hatte (vgl. Lachman, 2008, S. 140).

Neben der Arbeiterschaft gab es für Rudolf Steiner um das Jahr 1900 noch zwei weitere Kreise, in denen er seine Ideen zu verbreiten suchte: Ersterer war die bereits erwähnte künstlerisch-literarische Gesellschaft der „Kommenden“, in der Steiner zuerst als regelmäßiger Redner und, nach dem vorzeitigen Tod seines Freundes Jacobowski, auch als Vorsitzender auftrat. Dieser Kreis aus Literaten, Künstlern und Wissenschaftlern beschäftigte sich insbesondere mit moderner Literatur und eigenen Dichtungen und zog viele auswärtige Gäste an, wie etwa den jungen Stefan Zweig. Doch Steiners Saat ging in diesem Publikum nicht auf, das sich von seinen Vorträgen nur literarisch anregen lassen wollte (vgl. Lindenberg, 2011, S. 308–311). Zur gleichen Zeit war er Mitglied in dem gerade gegründeten Giordano-Bruno-Bund, in dem die allgemeinen Erkenntnis- und Lebensfragen diskutiert wurden, welche die Menschen um die Jahrhundertwende beschäftigten. Hier hatte es Steiner mit spirituell strebenden Menschen zu tun, die „eine monistische Philosophie geistiger Prägung“ (Lachman, 2008, S. 142) vertraten und seinen Themen durchaus Wohlwollen entgegenbrachten. Aber der eigenwillige Redner bewies auch in dieser Gruppe die zweifelhafte Begabung, seine Zuhörer durch spezielle Standpunkte und Ansichten zu verärgern. Der unwiderrufliche Bruch mit diesen drei Wirkungskreisen vollzog sich aber erst mit seiner Tätigkeit in der Theosophischen Gesellschaft und dem inhaltlichen sowie lebensstechnischen Wandel, der damit einherging (vgl. ebd., S. 142f).

Sein Kontakt zum Berliner Zweig der theosophischen Gesellschaft war bereits im September 1900 zustande gekommen, als er zu Graf und Gräfin Brockdorff eingeladen wur-

de, um in deren Kreis einen Vortrag über Nietzsche zu halten. Dass Steiner sich in seiner Wiener Zeit nur abfällig über die Theosophie und ihre Anhänger geäußert hatte und sein kurzes Intermezzo in diesen Kreisen nicht als prägend einstufte, ist aus früheren Ausführungen bereits bekannt. Nun aber gewährte er in den anwesenden Theosophen und Theosophieinteressierten eine Zuhörerschaft, die einer geistigen Welt gegenüber tatsächlich aufgeschlossen war. Steiner wurde zu einem weiteren Vortrag eingeladen, dem dann eine ganze Vortragsreihe folgte. Zum ersten Mal konnte er ganz unverstellt vor einem Publikum von seinen esoterischen Einsichten sprechen, wobei Steiner betonte, dass die Inhalte, die er in Kreisen der Theosophie präsentierte, stets nur solche aus eigener Geistesforschung und eigenem Erleben waren, nie die Übernahme theosophischer Ansichten (vgl. Steiner, 1925, S. 277f). Diese Aussage wird von einigen Biographen und Kritikern, allen voran dem Theologen und Geschichtswissenschaftlern Zander, nicht anerkannt, sondern als schlecht getarnter Versuch gewertet, eine unabhängige Prophetenbegabung zu legitimieren. Steiner hielt in den folgenden zwei Jahren vor den Berliner Theosophen Vortragszyklen über Goethe, die Mystik des Mittelalters, Faust und das Christentum, bevor er 1902 auf den theosophischen Kongress nach London eingeladen wurde und der theosophischen Gesellschaft bei dieser Gelegenheit nicht nur beitrat, sondern zugleich zum Generalsekretär einer neu zu gründenden deutschen Sektion bestimmt wurde (vgl. ebd., S. 278-280). Zu diesem Zeitpunkt war bereits Marie von Sivers an seiner Seite, die Frau mit der er die Anthroposophische Gesellschaft aufbauen sollte und die nach dem Tod von Anna Eunicke seine zweite Ehefrau wurde. In seiner Autobiographie erkennt Steiner dieser Frau eine bedeutende Rolle für die Verwirklichung seines Lebenswerks durch das besondere freundschaftliche Verhältnis und das gemeinsame Pflegen des geistigen Lebens, zu (vgl. ebd., S. 291). Die Biographin Miriam Gebhardt geht sogar so weit zu sagen, dass die Begegnung dieser beiden ein „Schlüsselmoment in der Geschichte der Anthroposophie“ (2011, S. 143) war und Steiner ohne Marie von Sivers möglicherweise weder den Theosophen beigetreten, noch seine eigene Gesellschaft gegründet hätte. Sie wurde ihm unverzichtbare Reisegefährtin, Organisatorin, Mitarbeiterin, Seelengefährtin und Mitstreiterin für die anthroposophische Sache. Ihre Bedeutung wird in der offiziellen Anthroposophie jedoch kaum mehr gesehen, was neben der einseitigen Ausrichtung auf die geistigen Erkenntnisse Steiners und ihrer Selbstdarstellung als aufopferungsvolle und demütige Schülerin des „Meisters“ nicht zuletzt an dem intriganten Nachfolgestreit liegt, der ihren Ruf nach Steiners Tod zusätzlich schädigte (vgl. ebd., S. 139-148).

„Bei seiner Rückkehr [aus London] war es uns, als stünden wir einem ganz anderen Dr. Rudolf Steiner gegenüber. Unsere fast nie getrübtene Verehrung wussten wir kaum noch anzubringen“ (Vögele, 2005, S. 114) erinnerte sich 1902 ein Freund und Schüler Steiners

aus der Arbeiterbildungsschule. Äußerlich wie innerlich hatte der Mensch Steiner mit seinem Übergang zur Theosophischen Gesellschaft eine Wandlung durchgemacht, der der Großteil seines Bekanntenkreises und seiner verschiedenen Zuhörerschaften nicht folgen konnte. Seine letzten Vorträge im „Giordano-Bruno-Bund“ und bei den „Kommenden“ wollten eine Brücke zwischen seinen früheren Tätigkeiten und Aussagen und seinen neuen geistigen Inhalten schlagen, wurden als solche aber nicht angenommen. Während viele davon ausgingen, dass Steiner seiner neuen Karriere Frau, Freunde, Freiheit und die eigene Glaubhaftigkeit geopfert hatte und sich von ihm abwandten, schien er selbst endlich sein Publikum gefunden zu haben. Die folgenden 23 Jahre waren für Steiner angefüllt mit Schreiben, Publizieren und unzähligen Vortragsreisen. Bis 1913 führte er seine Aktivitäten zur Verbreitung geisteswissenschaftlicher Inhalte innerhalb der Theosophischen Gesellschaft aus, danach kam es zum Bruch zwischen Steiner und deren Führerin, Annie Besant, was Steiner zum Anlass nahm, seinen eigenen Kreis, die Anthroposophische Gesellschaft zu gründen (vgl. Lachman, 2008, S. 154-157).

### 3 Rudolf Steiner und die Waldorfpädagogik

Die Waldorfpädagogik, die Rudolf Steiner anlässlich der Waldorfschulgründung für das Lehrerkollegium derselben ausarbeitete, zählt zu seinen späten, sich bis heute ungemein erfolgreich entwickelnden, praktischen Impulsen. Wie aus der Betrachtung seines Lebenslaufs hervorgeht, kann Steiners ganzes Leben unter dem Zeichen eines umfassenden pädagogischen Impulses gesehen werden, der sich auch in seiner Tätigkeit als Vortragender und Leiter der Theosophischen Sektion, wie der Anthroposophischen Gesellschaft fortsetzte. Der folgende Abschnitt soll nun einen Einblick in sein Wirken nach Aufnahme in die Theosophische Gesellschaft geben sowie die Entstehungsgeschichte und den Hintergrund der Waldorfschule, wie der Pädagogik überblicksweise darstellen, um die Verbindung zwischen dem bisher beschriebenen Rudolf Steiner und dem Gründer der Waldorfpädagogik zu schaffen.

#### 3.1 Theosophie und Anthroposophie

*Anthroposophie ist ein Erkenntnisweg, der das Geistige im Menschenwesen zum Geistigen im Weltenall führen möchte“ (Steiner, 1998, S. 14)*

Zwischen dem einzelgängerischen Philosophen, der noch mit der Konstruktion eines eigenen Weltbilds beschäftigt war, und der anthroposophischen Leitfigur, die praktische Impulse in die Welt streute, standen über 15 Jahre intensiver Vortrags- und Publikations-tätigkeit, zunächst im Rahmen der Theosophischen, später der Anthroposophischen Gesellschaft. Zugleich kann man sagen, dass die Waldorfpädagogik, wie auch die anderen praktischen Konzepte Steiners, auf der Arbeit dieser Zeit basieren. Viele seiner Erkenntnisse und Gedanken, fanden bereits während dieser Jahre ihren Ausdruck, wenn auch noch nicht in der Praxis.

Bei der Theosophischen Gesellschaft, mit der Steiner in Wien zum ersten Mal in Kontakt kam und der er 1902 beitrug, um anschließend als Generalsekretär die Leitung der neugegründeten deutschen Sektion zu übernehmen, handelte es sich um eine Religionsgemeinschaft, die 1875 von der russischen Schriftstellerin Helena Petrovna Blavatsky in New York gegründet worden war. Der Begriff der Theosophie an sich ist seit dem 16. Jahrhundert geläufig und bezeichnet eine Form der Gotteserkenntnis, die auf einem philosophisch-spekulativen Weg zu erreichen ist, dabei aber ein bestimmtes „geheimen“ Wissen erfordert. Dieses übersinnliche Erkenntniswissen wurde, nach esoterischem Muster, traditionell nur an wenige Ausgewählte weitergegeben. Die Theosophie umfasste verschiedene Strömungen die teilweise christlicher Natur, aber auch an orientalischen Religionen orientiert waren und oftmals eine Nähe zur Alchemie, Astrologie, Mystik und Aske-

se aufwiesen. Die Gesellschaft Blavatskys, die den Beginn der modernen Theosophie markierte, stand nicht in Verbindung mit der christlichen Traditionslinie, sondern war stark an der indischen Kultur orientiert. Gleichwohl bildete sie eine internationale und interreligiöse Gemeinschaft, die sich neben der Begründung einer weltumspannenden Gemeinschaft, eine aktive Auseinandersetzung mit religiösen, philosophischen und wissenschaftlichen Weltanschauungen sowie die Erforschung übersinnlicher Phänomene und der menschlichen Fähigkeit zur Erkenntnis ebensolcher zur Aufgabe gemacht hatte. Die hierarchisch strukturierte Gesellschaft vertrat eine idealistische Philosophie, die dem zeitgenössischen Materialismus und Positivismus, aber auch dem abendländischen Christentum gegenüber ablehnend eingestellt war. Seit der Verlegung ihres Hauptsitzes nach Indien standen vor allem brahmanische, buddhistische und hinduistische Elemente, wie die Reinkarnationslehre und das Karma-Gesetz, in ihrem Mittelpunkt. Diese Tendenz wurde unter der Führung der Engländerin Annie Besant noch verstärkt, die seit 1907 Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft war und von der sich Steiner schließlich 1913 mit der Gründung der Anthroposophischen Gesellschaft löste, wobei ihm die überwältigende Mehrheit der deutschen Mitglieder folgte (vgl. Ullrich, 2010, S. 43-46).

Rudolf Steiner hatte die Mitgliedschaft und die Sektionsleitung unter der Voraussetzung angenommen, dass er sich nicht an die Themen und Inhalte des theosophischen Lehrgebäudes halten müsse, da er auch „in der Theosophischen Gesellschaft nur die Ergebnisse meines eigenen forschenden Schauens vorbringen werde“ (Steiner, 1925, S. 278). Ein Beispiel hierfür war die christliche Thematik, die er in den Mittelpunkt der Menschheitsentwicklung sowie seiner Erkenntnisse rückte und damit der antichristlichen Einstellung der Gesellschaft zuwiderlief (vgl. Lachman, 2008, S. 151). Nichtsdestotrotz bot das kanonisierte Lehrgebäude Blavatskys einen ideellen Hintergrund, den Steiner für seine Vorträge und Publikationen nutzte. Kritiker sahen und sehen in seiner Übernahme theosophischer Grundlagen, wie etwa der Viergliederung des Menschen, den Beweis eines unerschöpferischen Eklektizismus, während Anhänger den Aufgriff selbiger Inhalte unter dem Vorzeichen einer Weiterentwicklung der theosophischen Lehre verstehen. Steiner selbst entwickelte mit Eintritt in die Theosophische Gesellschaft eine beeindruckende Vortrags- sowie publizistische Tätigkeit und verbrachte den Großteil des Jahres mit Vortragsreisen, die ihn überwiegend in deutsche Städte, teilweise aber auch quer durch Europa führten. Als charismatischer und überzeugender Redner gewann er in den zehn Jahren als Theosoph zahlreich neue Mitglieder für die deutsche Sektion, deren Zahl in diesem Zeitraum von 130 auf über 3000 anwuchs (vgl. Ullrich, 2010, S. 46–52). Zugleich bot ihm der theosophische Rahmen den Raum für einen „kometenhaften Aufstieg“ (Lachman, 2008, S. 175), der von den anderen theosophischen Leitfiguren zunächst begrüßt oder zumindest

geduldet wurde, aber mit der Zeit zu Machtkonflikten, insbesondere mit der Präsidentin Annie Besant, führte. So kam es 1913 schließlich zu einer Trennung von den Theosophen und der Gründung der Anthroposophischen Gesellschaft, wobei Steiner als Ursache für diesen Bruch rein inhaltliche Gründe nannte, vornehmlich die Ausrufung des indischen Jungen Jiddu Krishnamurti als Reinkarnation des Christus (vgl. ebd., S. 191-193).

Die Anthroposophie, als eine Geisteswissenschaft, soll, anders als die Theosophie, keine geoffenbarte Wahrheit darstellen, sondern einen Weg, auf dem jeder durch eigene Bemühungen (übersinnliche) Erkenntnisse erlangen kann (vgl. ebd., S. 194). „Anthroposophie sollte keine bequeme modische Gruppe sein, in der man über den Geist plaudert und in der Zeit die böse Welt ihren Gang gehen lässt. (...) Für Steiner war es das Geschäft der Anthroposophie, die Welt zu *verändern*“ (ebd., S. 195). Das Geistige musste wieder im Bewusstsein der modernen Welt verankert werden und Steiner wollte dies durch die Verifizierung der Anthroposophie als eine tatsächlich objektive Wissenschaft, gleich den exakten Naturwissenschaften, erreichen. Auf Grundlage der Übertragung wissenschaftlicher Methoden, nämlich derjenigen der Mathematik, auf eine übersinnliche, geistige Erfahrungswelt, wollte Steiner nachprüfbar Antworten auf solche „letzten Fragen“ wie Herkunft, Sinn und Schicksal des menschlichen Daseins geben (vgl. Ullrich, 2010, S. 112f). Anthroposophie hatte er prinzipiell auch schon in seinen Zeiten als Theosoph betrieben, da er ja auch hier nur seine eigenen Erkenntnisse im Sinne einer Stärkung des Geistigen verbreitet hatte. Doch war er mit der Gründung einer eigenen Gesellschaft, die sich nur auf seine Person konzentrierte, nun in der Lage, eine umfassende Erneuerung aller Lebensbereiche auf geisteswissenschaftlicher Grundlage ohne Beschränkung, allerdings nicht ohne Gegnerschaft, anzugehen. Seine ersten praktischen Impulse richteten sich vor allem auf die verschiedenen Bereiche der Kunst, die er um Eurythmie, Sprachgestaltung, die Mysteriendramen und eine spezifische organische Architektur, die ihre erste Umsetzung im Bau des Goetheanums fand, bereicherte (vgl. ebd., S. 75). In Folge des ersten Weltkriegs und der politischen Situation eines gescheiterten monarchischen Obrigkeitsstaats, kam es außerdem zu der Ausgestaltung eines gesellschaftserneuernden Sozialkonzepts, der sozialen Dreigliederung, die als konkrete Folge zur Gründung der Waldorfschule führte. Nach der Ausgestaltung der Stuttgarter Waldorfschule entwarf Rudolf Steiner in einer gewaltigen Krafteranstrengung seiner letzten Lebensjahre noch die verschiedensten praktischen Konzepte von einer alternativen Medizin und Pharmazie, über biologisch-dynamische Landwirtschaft, anthroposophische Heilpädagogik bis hin zur eigenständigen Christengemeinschaft. Es sind diese praktischen Resultate der Anthroposophie, die im Wesentlichen Steiners Vermächtnis einer Veränderung der Welt ausmachen, und die heute gefragt sind wie nie zuvor (vgl. ebd., S. 87).

## 3.2 Das anthroposophische Menschenbild

*„Was gelehrt und erzogen werden soll, das soll nur aus der Erkenntnis des werdenden Menschen und seiner individuellen Anlagen entnommen sein. Wahrhaftige Anthropologie soll die Grundlage der Erziehung und des Unterrichtes sein“ (Steiner, 1969, S. 8)*

Die Pädagogik Steiners stellt unter den reformpädagogischen Bewegungen, wenn man sie denn als solche verstehen will, eine Besonderheit dar. Sie ist eingebunden in ein einheitliches, universelles Weltanschauungssystem, das alle Lebensbereiche umspannt und beleuchtet: die Anthroposophie. Ihre Essenz bildet die anthroposophische Menschenkunde, das Wissen über den Menschen, wie es Rudolf Steiner zugänglich war und von ihm weitervermittelt wurde. Als primäre Aufgabe der Pädagogik sah Steiner nicht etwa die Wissensvermittlung an, sondern die Unterstützung einer ganzheitlichen Entfaltung der individuellen Anlagen eines Kindes. Dies bedeutet für den Pädagogen zum Einen, dass er in der individuellen Beobachtung von dem einzelnen Kind ablesen muss, wo es sich in seiner Entwicklung gerade befindet und was es konkret benötigt. Hierfür hatte Rudolf Steiner dem Lehrerkollegium der ersten Waldorfschule zahlreiche Übungsanleitungen zu Einzelfällen gegeben. Zum Anderen benötigt der Pädagoge aber auch eine allgemeine Menschenkenntnis, ein anthropologisches Grundwissen, aus dem heraus er die geeignete Methode und Didaktik wählen kann, um das Ziel, die Entfaltung des Kindes, unterstützen zu können (vgl. Rittelmeyer, 2011, S. 331). Dieses anthropologische Grundwissen findet sich in Steiners Menschenbild wieder, das einerseits Einblicke in den Aufbau des Menschen gibt, andererseits die Entwicklungsrhythmen darstellt, in denen der menschliche Organismus sich entfaltet. An diesen Einsichten in das Sein und Werden eines Kindes hat sich nach Steiner der Unterricht und die Erziehung zu orientieren (vgl. Wehr, 1977, S. 34).

Sein Wissen über den Menschen zog Steiner aus Erfahrungen mit anderen Menschen und vermutlich aus der Selbstbeobachtung. Als bedeutendste Lernquelle kann seine Zeit als Hauslehrer bei der Familie Specht in Wien angesehen werden. Im Umgang mit Otto, dem behinderten Sohn der Familie, machte Steiner nach eigener Aussage sein „eigentliches Studium in Physiologie und Psychologie durch“ (Steiner, 1925, S. 70) und erkannte, dass Pädagogik ihrem Wesen nach eine Kunst ist, die auf der Grundlage „wirklicher Menschenkenntnis“ (ebd.) erschlossen werden will. Durch Beobachtung des Jungen und seiner Reaktionen auf verschiedene Anforderungen hat Steiner das Zusammenspiel seiner körperlichen, seelischen und geistigen Wesensglieder nachvollziehen können und tiefere Einsichten in den Aufbau und die Entwicklung des menschlichen Organismus erlangt (vgl. ebd., S. 69f). Da er den zum Großteil metaphysischen Aufbau des Menschen, wie er in seiner Anthropologie beschrieben ist, nur dank seiner übersinnlichen Fähigkeiten wahr-

nehmen konnte, fällt es unserem empirisch wissenschaftlichen Denken schwer, diese Angaben anzunehmen. Allerdings kann man die Auswirkungen seines Menschenbilds und der darauf beruhenden Methodik betrachten: der Wasserkopf des Schülers entwickelte sich zurück und der Junge holte unter Steiners Anleitung die altersgemäße Entwicklung soweit nach, dass er am Gymnasium aufgenommen wurde und später Medizin studierte (vgl. ebd., S. 71). Die verschiedenen Bestandteile von Steiners Anthropologie ähneln oft älteren Menschenbildern oder scheinen sogar direkt von ihnen übernommen, wie etwa die Temperamentenlehre von Platon (vgl. Ullrich, 2010, S. 142). Doch Steiner besteht darauf, dass er nur gelehrt hat, was aus seiner eigenen Erkenntnis stammte, bzw. was er überprüft und für richtig befunden hatte. Der Aufbau des Menschen ist von ihm in den verschiedensten Aufteilungen dargestellt worden, die miteinander in komplexem Zusammenhang stehen. Drei-, Vier-, Sieben-, Neun- und Zwölfgliederungen beschreiben den menschlichen Organismus auf diversen Ebenen und können sowohl als einzelne Systeme, als auch in einem übergeordneten Gefüge gesehen werden. Eine nähere Erläuterung würde aber bei weitem den Rahmen und die Absicht dieser Arbeit sprengen, weshalb im Folgenden nur ein Ausblick auf die Dreigliederung und die Viergliederung gegeben wird, um anschließend die Verbindung zur Entwicklungslehre Steiners aufzuzeigen.

Die funktionelle Dreigliederung des menschlichen Organismus, als Grundlage der anthroposophischen Menschenkunde, findet sich auch schon in der traditionellen Vorstellung einer Leib-Seele-Geist-Struktur. Sie beschreibt diese drei Ebenen, mit denen der Mensch in der Welt steht, und wie sie zueinander in Verbindung stehen (vgl. Wehr, 1977, S. 34). Steiner sieht dabei den Leib und den Geist als Pole, zwischen denen die Seele die um Ausgleich bemühte Mitte darstellt. Diese sind in sich nochmals dreigeteilt, wobei jedes Glied wiederum mit einem anderen in Beziehung steht. Besondere Bedeutung hat in der Waldorfpädagogik die, an die platonische Seelenlehre erinnernde, Dreigliederung der seelischen Grundfunktionen in Wollen, Fühlen und Denken, wobei Wollen mit dem Leiblichen, Fühlen mit dem Seelischen und Denken mit dem Geistigen verbunden sind (vgl. Ullrich, 2010, S. 134f). Auf der leiblichen Ebene ordnen sich diesen, jeweils in dieser Reihenfolge, das Stoffwechsel-Gliedmaßen-System, das Rhythmische System und das Nerven-Sinnes-System, auf der geistigen Ebene das Unbewusste des Schlafzustands, der halbbewusste Traumzustand und das Wachbewusstsein zu. Das Wissen, wie diese unterschiedlichen leiblichen Systeme, Bewusstseinszustände und Seelenfunktionen aufeinander wirken und ineinander greifen, hat die verschiedenen methodischen und didaktischen Konsequenzen zur Folge, die in der Waldorfschule praktiziert werden (vgl. Wehr, 1977, S. 38–40). Ergänzend zu der Dreigliederung des Menschen unterscheidet die Anthroposophie, wie auch die Theosophie, vier Wesensglieder. Als untere Glieder den physi-

schen Leib, den der Mensch mit der mineralischen Welt, z.B. Steinen gemein hat und den Äther- oder Lebensleib, der die Wachstums- und Lebenskräfte umfasst und den auch Pflanzen und Tiere besitzen. Die beiden oberen Wesensglieder sind der Astralleib, dem Gefühle und Empfindungen innewohnen und den auch Tiere aufweisen sowie das Ich, das nur der Menschen hat und das seine einmalige Individualität darstellt. Die Viergliederung, wie auch die Dreigliederung, weist in der anthroposophischen Menschenkunde vielfältigste Entsprechungszusammenhänge auf. So korrespondieren beispielsweise die vier Elemente und die vier Temperamente mit den vier menschlichen Wesensgliedern. Von diesen ist nur der erste für unser Bewusstsein wahrnehmbar, während die anderen drei übersinnlicher Natur sind und erst durch die Ausbildung entsprechender Erkenntnisorgane vollständig wahrgenommen werden können (vgl. Rittelmeyer, 2011, S. 330–334).

In welchen Phasen und nach welchen Gesetzmäßigkeiten sich diese Wesensglieder entfalten, beschreibt Steiner in seiner Entwicklungslehre, die oft unter dem Begriff der Jahrsiebte ausformuliert wird. Für die Waldorfpädagogik entscheidend sind die ersten drei Jahrsiebte, an deren Übergängen jeweils ein einschneidendes Entwicklungsereignis steht: Der Zahnwechsel und die Geschlechtsreife. In jedem dieser Abschnitte wird fortschreitend ein anderer Leib voll ausgebildet und jede Phase erfährt auch von einem der drei zuvor beschriebenen Seelenfunktionen, bzw. dem dazugehörenden leiblichen System ihre besondere Prägung. Dabei folgt die Entwicklungslehre Steiners dem Metamorphose-Gedanken Goethes, nämlich das „Erlerntes, Angeeignetes, Eingeübtes ... in metamorphosierter, verwandelter Gestalt“ (Wehr, 1977, S. 43) in einem anderen Lebensabschnitt wieder auftritt, etwa als Fähigkeit oder Gewohnheit. Aus dieser Annahme ergibt sich für die Waldorfpädagogik, dass Kinder in den verschiedenen Phasen, bzw. Jahrsiebten unterschiedliche Lernstile haben und daher verschiedene Lehrstile benötigen. In der Vorschulzeit sind dies Vorbild und Nachahmung, in der Grundschulzeit Autorität und Nachfolge, ab der Pubertät die angeregte aber eigenständige Urteilsbildung. Oft werden die Angaben der Jahrsiebte als starre Phasenlehre verstanden, obwohl sie sinnvollerweise Annäherungswerte geben wollen und der Pädagoge es immer primär mit dem konkreten Individuum zu tun hat (vgl. ebd., S. 42-45).

Unabhängig von dieser Vorstellung der Gliederung und Entwicklung des menschlichen Organismus ist die wichtigste Aussage von Steiners Anthropologie, dass der Mensch im Kern ein geistiges Wesen ist, also unsterblich, da das Geistige unvergänglich ist. Die drei Ebenen des Menschen, Körper, Seele und Geist unterliegen dabei bestimmten natürlichen, bzw. geistigen Gesetzen: Der Körper dem Gesetz der Vererbung, die Seele dem Karmagesetz, also der Schicksalsverkettung und der Geist dem Gesetz der Wiederverkörperung, der Reinkarnation (vgl. Kowal-Summek, 2001, S. 30).

### 3.3 Die Dreigliederungsbewegung und die erste Waldorfschule

*„Soll die Menschheit künftig sozial gerecht leben können, dann wird sie zunächst sozial richtig ihre Kinder erziehen müssen. Daß das der Fall sein könne, dazu möchten wir ein Kleines beitragen durch die Waldorfschule“ (Niederhäuser, 1958, S. 28)*

(Aus der Ansprache Rudolf Steiners zur Eröffnungsfeier der Waldorfschule am 7.9.1919)

Bereits während seiner Vortragstätigkeit für die theosophische Gesellschaft hatte Rudolf Steiner in den Jahren 1906 und 1907 verschiedene Vorträge zu den Themen Pädagogik und menschenkundliche Grundlagen der Kindesentwicklung gehalten, die in der ebenfalls 1907 erschienenen Schrift „Die Erziehung des Kindes vom Gesichtspunkte der Geisteswissenschaft“ zusammengefasst sind. Doch stießen seine pädagogischen Impulse auf kein Echo, was sich in den Jahren 1911 und 1917, als er bereits in der Anthroposophischen Gesellschaft sprach, wiederholen sollte. Erst das Jahr 1919 bescherte Rudolf Steiner und der pädagogischen Sache eine neue, vielversprechende Konstellation (vgl. Lindenberg, 2012, S. 129). Nach dem Weltkrieg befand sich Europa in einer Krisen- und Umbruchsituation, die auf dem Sturz, bzw. dem Versagen der alten Ordnung und der Unsicherheit bezüglich einer gelingenden Neuordnung beruhte. In Russland hatte der Sozialismus bereits den Ausgang der Revolution für sich entschieden. In Deutschland, das von seinem Obrigkeitsstaat in die Kriegskatastrophe geführt worden war, sich von dem Zusammenbruch des Kaiserreichs aber dennoch überrumpelt zeigte, stand die Entscheidung über die zukünftige Staatsform noch aus. In den Großstädten bestimmten nach der Niederlage zunächst Arbeiter- und Soldatenräte das politische Geschehen, welches aber bereits von der Auseinandersetzung der verschiedenen Parteien geprägt war, die von linksradikalen sozialistischen Forderungen über gemäßigtere parlamentarisch-demokratische Vorstellungen bis hin zu konservativ monarchiefreundlichen Einstellungen reichten (vgl. Schmelzer, 1991, S. 34f). Gleichwohl stand durch den revolutionären Grundtenor die politische Situation Deutschlands bis zur Mitte des Jahres 1919 noch offen, was Rudolf Steiner veranlasste, im Sinne der sozialen Dreigliederung politisch tätig zu werden. Mit seiner Theorie der Dreigliederung des sozialen Organismus wollte Steiner die zentralistische Systematik des Obrigkeitsstaats überwinden und zugleich einen Mittelweg zwischen Kapitalismus und Sozialismus aufzeigen. Demnach würden die drei Anteile des gesellschaftlichen Lebens, Kultur, Wirtschaft und Rechtsleben, nur dann in einem gesunden Verhältnis zueinander stehen, wenn jedes System sich nach seiner eigenen, ihm innewohnenden, Gesetzmäßigkeit entfalten und unabhängig verwalten dürfte. Das Kultur- und Geistesleben, das auch die Bildung mit einschließt, müsste auf der Grundlage individueller Freiheit wirken, die Wirtschaft würde auf dem Gesetz der sozialen Brüderlichkeit

basieren und der eigentliche Staat wäre letztendlich auf das Rechtsleben beschränkt, das dem Grundsatz demokratischer Gleichheit verpflichtet ist (vgl. Ullrich, 2010, S. 76f). Das Konzept der Dreigliederung des sozialen Organismus hat Steiner von seiner Dreigliederung des menschlichen Organismus abgeleitet, das heißt die menschliche Aufteilung in Leib, Seele, Geist, wie sie im vorigen Punkt dargestellt wurde, steht Pate für den sozialen Organismus und seine Entwicklungsgesetze und ist natürlich auch durch diverse Konvergenzen mit dem gesellschaftlichen Gefüge verbunden. Diese naturalistische Version eines Gesellschaftskonzepts hat nichts gemein mit zeitgenössischen politischen Theorien und geht auf die Vorstellung einer Mikro-Makrokosmos-Entsprechung zurück, wie sie auch in der theosophischen Gesellschaft verbreitet war: Im Menschen als Mikrokosmos spiegelt sich der Aufbau eines Makrokosmos, zum Beispiel der Gesellschaft, aber auch des Universums, wieder und umgekehrt (vgl. ebd., S. 80).

Für Steiner, der die Arbeiterschaft und ihre Lage an der Arbeiterbildungsschule kennengelernt hatte, stand die Lösung der sozialen Frage im Mittelpunkt einer gesellschaftlichen und politischen Neuorientierung und diese wiederum war in seinen Augen abhängig von einer Neugestaltung von Unterricht und Erziehung. Er sah Pädagogik deshalb nicht nur als Bestandteil eines erfolgsversprechenden Sozialkonzepts an, sondern als Ausgangspunkt und Kern einer umfassenden gesellschaftlichen Neuordnung sowie sozialen Erneuerungsbewegung (vgl. Wehr, 1977, S. 12, 23f). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten eine Reihe von Pädagogen und Reformern, teilweise aus ähnlichen Einsichten und Gründen, bereits eine ganze Anzahl verschiedener reformpädagogischer Ansätze entwickelt, die bei Steiner aber keine positive Erwähnung finden (vgl. Lindenberg, 2012, S. 129). Gemäß seines Wissens über die Gestalt des sozialen Organismus und den Aufbau, wie die Entwicklung des Menschen, konnte eine entsprechende Pädagogik nicht beliebig gestaltet sein, sondern hatte sich an diesen Tatsachen, mithin den Erkenntnissen der anthroposophischen Menschenkunde, auszurichten. Im Rahmen seiner Kampagne zur politischen Verbreitung des Dreigliederungsgedanken, sprach Steiner deshalb auch immer wieder von der Bedeutung einer neuen Volkspädagogik als Voraussetzung für eine kulturelle und soziale Erneuerung. Der aus seinen Bemühungen hervorgegangene Bund für Dreigliederung war insbesondere in der industriereichen Gegend um Stuttgart aktiv. Steiner hielt hier vor den Arbeitern und Geschäftsführungen der verschiedenen mittleren und großen Industriebetriebe im Frühjahr 1919 viele Vorträge, von denen einer die Geburtsstunde der Waldorfschule markierte (vgl. Ullrich, 2010, S. 78).

Am 23.4.1919 sprach Steiner vor den Angestellten der Waldorf-Astoria Zigarrenfabrik von der Bildungsnot des Proletariats und stieß damit auf überaus reges Interesse und große Anteilnahme. Der Direktor der Fabrik, Emil Molt, war selbst Anthroposoph und sehr be-

müht um seine Arbeiter, die bereits durch einen anderen Anthroposophen, Herbert Hahn, in den Genuss von Bildungskursen gekommen waren. Die Arbeiterschaft war für die Bildungsfrage also ebenfalls bereits sensibilisiert, so dass aus ihren Reihen in direktem Anschluss an den Vortrag die Anfrage kam, ob nicht eine Schule nach den Angaben Steiners für ihre Kinder geschaffen werden könnte. Nach einem zwei Tage darauf stattfindenden Planungsgespräch hatte Steiner seine Mitwirkung in Form einer ideellen Leitung und Emil Molt seine volle finanzielle Unterstützung zugesagt. Die anschließende Verwirklichung der Schule verlief außergewöhnlich schnell. Bereits am 30.5. erließ der baden-württembergische Kultusminister Heymann, der einer sozialen Schulkonzeption gewogen war, der Schule eine vorläufige Genehmigung aufgrund eines Schulgesetzes aus dem Jahr 1836. Im Juni erwarb Emil Molt das Café Umlandshöhe als zukünftiges Schulgebäude und Ende August begann Steiner mit einem Schulungskurs für das neue Lehrerkollegium. Alle 12 Lehrer waren von Steiner ausgesucht und an die Waldorfschule berufen worden. Der knapp zweiwöchige Einführungskurs, den Steiner seinen Lehrern angedeihen ließ, umfasste Vorträge zur allgemeinen Menschenkunde, Methodik und Didaktik sowie praktische Übungen (vgl. Lindenberg, 2012, S. 129f). So sollte der Blick der zukünftigen Waldorflehrer für die Lebens- und Lernprozesse des Kindes geschult werden und ihr Bewusstsein darauf gerichtet werden, dass ein Lehrer nicht, wie damals und vielfach auch heute noch angenommen, primär für die Vermittlung von Wissen verantwortlich ist, sondern „mit Lebensprozessen zu tun hat und ... Gesundheit wie Krankheit bewirken kann“ (ebd., S. 130).

Die Waldorfschule, als Volksschule für die Kinder der Belegschaft der Zigarrenfabrik „Waldorf-Astoria“, feierte ihre Eröffnung am 7.9.1919 mit 256 Schülern, vorwiegend aus der Arbeiterschaft, in acht Klassen. Zur gleichen Zeit hatte sich die politische Dreigliederungsbewegung bereits erschöpft. Nachdem im Juni 1919 die Arbeiter- und Soldatenräte aufgelöst worden waren und im August die parlamentarisch-demokratische Verfassung der Weimarer-Republik erlassen worden war, hatte sich das Zeitfenster für die Idee des sozialen Organismus geschlossen, ohne dass sie sich hätte etablieren können. Steiners „Aufruf“ an die Deutschen war trotz prominenter Zustimmung ohne Wirkung geblieben. Nur die Stuttgarter Waldorfschule hatte Gestalt angenommen und war damit die einzige, dafür aber ungemein erfolgreiche, Frucht von Rudolf Steiners Versuch einer Neuordnung der Gesellschaft (vgl. Ullrich, 2010, S. 80).

## 4 Fazit: Der Umgang mit Rudolf Steiner

*„Wenn ich an das Schicksal einen Wunsch frei habe, so ist es dieser, daß ich an dem Größten, was in meiner Zeit geistig geschieht nicht vorübergehe; ich möchte am wenigsten das Geschick Friedrichs des Großen haben, der gleichzeitig mit Goethe lebte und ihn nicht erkannte“ (Rittelmeyer, 1953, S. 15)*

So spricht Friedrich Rittelmeyer, der Mitbegründer der Christengemeinschaft, in seiner Erinnerung an die Begegnungen mit Rudolf Steiner und macht zugleich klar, dass ihm dieser Wunsch erfüllt wurde: indem er eben diesem Menschen begegnen durfte und ihn „erkannte“. In der Tat ist es schwierig mit den unterschiedlichen Größen umzugehen, die einem in der Beschäftigung mit Steiner begegnen. Die Größe seines Vortragswerks, die ungeheuerliche Themenvielfalt der von ihm behandelten Bereiche, die inhaltliche Größe seiner Gedanken, die Größe seiner Erkenntnisse über, wie seiner Forderungen an den Menschen, die maßlose Hingabe und Bewunderung mancher Anhänger und die übermäßige Feindseligkeit seiner Gegner.

Die polarisierten Meinungen über sein Werk, aber mehr noch über die Person Steiners, erschwerten mir die Auseinandersetzung mit ihm in besonderem Maße. Das stattliche Lebenswerk dieses universalbegabten Mannes hatte ich bewusst außen vor gelassen und in dieser Arbeit habe ich nur an einigen wenigen Stellen einen Einblick in die umfassende Welt der Anthroposophie geboten. Stattdessen habe ich versucht über seine Biographie und die Verbindung zu seinem zeitgenössischen Umfeld der Person Steiner näher zu kommen. Dass ich dafür gerade den Zeitraum seiner ersten 40 Lebensjahre wählte, ist der Absicht geschuldet, die Entwicklung seiner Persönlichkeit verfolgen und den Menschen hinter dem späteren anthroposophischen „Führer“ kennenlernen zu können. Doch findet man die bedingungslos bewundernden wie hämisch bekriegenden Stimmen auch wenn man sich mit den Biographien über Steiner beschäftigt und die eigene Lektüre wurde über diesen Auseinandersetzungen beschwerlich und teilweise frustrierend. Waren die frühen Anthroposophen nun eine engstirnige, elitäre Sekte, die blind einem ebenso begabten wie berechnendem (aber auch leicht irren) Propheten folgten oder wurde Steiner, „der Jesus Christus des kleinen Mannes“ (Vögele, 2005, S. 293), wie Tucholsky ihn ironisch betitelt, als Beinahe-Heiliger von seinen Gegnern absichtlich in den Dreck gezogen, um sein helles Licht zu ersticken? Oder ist die Wahrheit wieder zwischen der Realität eines nicht ganz so allwissenden Menschen und einigen nicht ganz so wissenden, sondern mehr subjektiv betroffenen Kritikern, zu suchen?

In dieser Arbeit habe ich versucht die Biographie und die zeitlichen Umstände von Rudolf Steiners Heranwachsen und seinem Ringen um ein eigenes Weltbild objektiv und vielsei-

tig darzustellen, wobei ich insbesondere seine selbsttitulierte Hellsichtigkeit als Möglichkeit zulassen wollte. Denn unterstellt man Steiner, wie es meinem Empfinden nach einige Biographen tun, das Fehlen übersinnlicher Fähigkeiten, bzw. eine „falsche“ Hellsichtigkeit, nimmt man diesen Menschen und seine Aussagen, sein ganzes Leben und Wirken von vornherein nicht ernst. Für Rudolf Steiner war sein Lebenswerk, die Anthroposophie und ihre praktische Umsetzung, sehr ernst– letztendlich ist er an seiner Hingabe und Arbeit zugrunde gegangen (vgl. Rittelmeyer, 1953, S. 144f). Wenn man ihn darin nicht für voll nimmt, dann kann er tatsächlich entweder nur ein Scharlatan oder ein Geistesgestörter gewesen sein, was beispielsweise der deutsche Psychiater Wolfgang Treher in seinem Buch „Hitler, Steiner, Schreber – Gäste aus einer anderen Welt: Die seelischen Strukturen des schizophrenen Prophetenwahns“ vertritt. Meine Auseinandersetzung wollte sich demgegenüber um Objektivität einerseits, und einem gewissen Vertrauen gegenüber der Selbstdarstellung Steiners andererseits, bemühen. Doch sind dadurch auch die zu Beginn gestellten Fragen beantwortet worden?

Konnte ich im Verlauf dieser Arbeit den zeitgebundenen Menschen hinter dem Anthroposophen kennenlernen?

Haben das Wissen über seinen Werdegang, sein Umfeld und die zeitlichen Einflüsse mir den Einstieg in seine Gedanken und Erkenntnisse erleichtert?

Und kann ich aus diesem Grund jetzt, nach der erfolgten Auseinandersetzung, eher eine Aussage über den Gehalt der Waldorfpädagogik machen?

Die Antwort lautet: Nein. Rudolf Steiner war mir vor dem Entschluss zu dieser Arbeit ein Rätsel und ist es auch danach. Die „Wahrheit“ über seine Person, seine Aussagen, sein Wirken und Nachwirken in einer objektiven Betrachtung, die weder verurteilt, noch einfach glaubt, allein durch die Aufschlüsselung eines Teils seines Lebens, seiner Lebensinhalte und der Zeitzusammenhänge zu finden, war für mich nicht möglich. Die Beschreibungen seines Aufwachsens, seiner Reifungsphasen, seiner zwischenmenschlichen Beziehung, sozialen Kreise und der allgemeinen Zeitverhältnisse haben mir das Bild eines normalen, wie zugleich besonderen Mannes, der sich in den Wirren einer ebenso aufregenden, wie umwälzenden Epoche zurechtfinden musste, gezeigt. Einen Menschen der sucht, irrt, strebt, verliert und findet, wie Tausende seiner Zeitgenossen auch. Es ist das Bild eines fehlbaren, manchmal paradoxen, oft faszinierenden, immer wieder auch nachvollziehbaren Menschen, wie ihn gerade die „unanthroposophischen“ Autoren wie Heiner Ullrich oder Miriam Gebhardt zu zeichnen versuchen. Aber damit verliert der von ihnen beschriebene Rudolf Steiner seine Größe, das was ihn in den Augen seiner Bewunderer und ich vermute, als Zerrbild, auch in den Augen seiner Gegner, ausmachte. Wenn Steiner tat-

sächlich (nur) dieser Mensch war, dann kann man ihn wohlwollend als einen weiteren Klassiker der Pädagogik betrachten, der geschickt verschiedene Strömungen und Bemühungen seiner eigenen Zeit zusammentrug und in ein durchaus fruchtbares Konzept packte. Allerdings sollte dieses eklektische Konzept dann heute unbedingt auf den Prüfstand gestellt werden und mit ein paar modernen Neuerungen versorgt werden, wie es auch an vielen Schulen versucht wird. Vielleicht könnte man in Steiner auch die Züge eines Genies erkennen, was durchaus in Verbindung zu dem Verdacht auf eine psychische Erkrankung gesehen werden kann: Wahnsinn und Genie liegen ja bekanntlich nah beieinander.

Die Berichte über Steiner, die mich in meiner Recherche am meisten berührt haben, stammen aus den Lebenserinnerungen nahestehender anthroposophischer Anhänger und aus dem Teil seiner Biographie, die ich in meiner Auseinandersetzung nur angedeutet habe. Natürlich kann man sagen, dass hier unkritische und subjektive Bewunderung und Verehrung den Blick verstellen und es ebenso die unerfreulichen Erinnerungen alter Bekannter, ehemaliger Anhänger und kritischer Zeitgenossen gibt. Aber diese Erzählungen erinnern in ihrer schlichten, ehrlichen Art, mit ihren übermenschlichen Inhalten und ihrer inneren Übereinstimmung meinem Empfinden nach den Berichten über das Leben Jesu: Steiners unglaubliche Fähigkeiten des Zuhörens wie auch des situativen Eingehens auf sein jeweiliges Publikum, die aufrichtige Liebe und Bewunderung seiner Anhänger, die übergroße Feindseligkeit seiner Gegner, seine völlige Hingabe und Aufopferung für die Anthroposophie, ihre Impulse und die Masse an Menschen, die zu ihm kam, um Antworten zu finden und immer wieder die Person Steiner selbst – seine Güte, seine Wärme, sein Humor, seine Bescheidenheit, sein Kampfgeist, sein geduldiges Ertragen aller Schicksalsschläge – all dies macht ihn, zumindest aus dieser Perspektive, tatsächlich vergleichbar mit einer Art „Jesus Christus des kleinen Mannes“.

*„Eine schmerzliche Menschheitstragödie ist es, daß der Mann als Gewalttäter, als suggestiver Zauberer, als magisch-mystischer Rattenfänger im Bewußtsein der meisten Zeitgenossen lebt, in dessen Nähe man geradezu die Luft der Zukunftsfreiheit zu atmen bekam. (...) Es gab auch viel allzu leichtes Nachsprechen der anthroposophischen Wahrheiten, viel blinde Nachfolge des anthroposophischen Führers. Das ist die Tragik, die in der Größe liegt. (...) Aber Rudolf Steiner ließ es nie daran fehlen, merken zu lassen, daß ihm die Menschen die liebsten sind, die frei und sicher ihm gegenüberstehen“ (Rittelmeyer, 1953, S. 85)*

Wir können dem Menschen Steiner heute nicht mehr persönlich begegnen, um uns ein eigenes Bild von ihm zu machen, aber wir können versuchen ihn in seinen Worten, seinen Nachwirkungen zu erkennen. Das bedeutet aber, dass man sein Werk nicht mit freundlich distanzierter Objektivität betrachten kann oder sich aus dem historischen Kontext seine

zeitgebundene Berechtigung zukommen lässt. Man muss, wie Rittelmeyer es von sich beschreibt, dem Unbekannten der Anthroposophie nicht voreilig den Rücken kehren, sondern es als Möglichkeit zulassen und selbst damit in die Verarbeitung, ins Experimentieren kommen, um sie an den Stellen auf ihre Wahrhaftigkeit hin zu überprüfen, die einem persönlich zugänglich sind (vgl. ebd. S. 21-23; 38f; 42f). Es ist keine Glaubensfrage, es ist eine Vertrauensfrage, dass seine Aussagen über eine übersinnliche Welt objektiv wahr sein könnten, und zugleich die Entscheidung zur Aktivität. Man muss sich Steiner anvertrauen ebenso wie dem Unbekannten anvertrauen, um zugleich die Möglichkeiten, die sich dabei eröffnen, aktiv zu erforschen. Wer in der äußeren Betrachtung bleibt, wird nichts Neues erkennen oder verstehen können. Wer ablehnt ohnehin. Wer passiv glaubt wird abhängig.

Wer sich also ernsthaft mit Steiner beschäftigen möchte, der muss wohl oder übel in sein Universum eintauchen und sei es nur an einer kleinen Stelle. Dabei kann die Lektüre der Gedanken heutiger Menschen, die sich damit ebenfalls ernsthaft und kritisch auseinandergesetzt haben, wie beispielsweise Karen Swassjan, Christian Rittelmeyer oder Marek Majorek hilfreich sein. Die kontextualisierte, historische Betrachtung von Steiners Zeitumständen, wie zum Beispiel ein Helmut Zander sie fordert und betreibt, ist dabei von keinem Nutzen. Steiners Postulat der Existenz einer übersinnlichen, geistigen Welt und der Möglichkeit objektive Erkenntnisse in dieser zu erlangen, ist nicht zeitgebunden. Seine Erkenntnisse zum überwiegenden Teil ebenfalls nicht. An dieser Stelle erscheint es mir noch wichtig anzumerken, dass er sich und seinen Erkenntnissen keine Unfehlbarkeit attestiert, zumindest für die Details (vgl. Lachman, 2008, S. 169). „Von Irrtum frei ist auch auf diesem Felde kein Mensch“ (Steiner, 1986, S. 23).

Was bedeutet das nun für die Waldorfpädagogik? Rudolf Steiner hat, wie bereits mehrfach angemerkt, für die Inhalte der Anthroposophie wissenschaftliche Objektivität beansprucht. Nämliches gilt für seine Menschenkunde, die die Grundlage der Waldorfpädagogik ist und auf der sämtliche Methodik und Didaktik fußt. Für den heutigen Philosophen Marek Majorek beinhaltet diese Anthropologie denn auch in einem höheren Maße Objektivität, als unsere modernen Naturwissenschaften, wie z.B. die Neurobiologie, das von sich behaupten könnten (vgl. 2010, S. 55). Denn als Voraussetzung für tatsächliche Objektivität nennt er die Berücksichtigung *aller* Gesichtspunkte, die für die Beurteilung eines Phänomens oder Problems relevant sind. Zuvor stellt er anhand verschiedener Beispiele, wie der Wahrnehmung von Atmosphären und Nachtod-, bzw. Vorgeburtserzählungen in verschiedenen Kulturen, die sehr hohe Wahrscheinlichkeit einer Existenz übersinnlicher Bereiche dar (vgl. ebd., S. 49, 53f). Da unsere sinnliche Wahrnehmung, auf der die Naturwissenschaften basieren, nur den physisch-phänomenologischen Bereich erfasst und

dabei jedweden übersinnlichen ausblendet, zieht sie notwendigerweise weniger Gesichtspunkte zur Urteilsbildung heran, als eine Waldorfpädagogik dies tut, die nach Majorek eine Verschmelzung von zeitgenössischem wissenschaftlichen Wissen und übersinnlicher Erkenntnisforschung darstellt (vgl. ebd., S. 54f). Die wissenschaftlichen Erkenntnisse unserer Zeit können wir abrufen, wir werden sie, wenn sie uns von der Forschung ausreichend gestützt erscheinen, auch glauben. Daran ist unsere moderne „Wissensgesellschaft“ gewöhnt. Außerdem sehen wir uns gar nicht in der Lage die Ergebnisse beispielsweise eines studierten Neurobiologen experimentell nachzuvollziehen. Dafür müsste man tief in die Materie einsteigen und sich zudem das benötigte Material und die Instrumente für die Erforschung besorgen. Aber ist das bei Steiner so anders? Auch er postuliert Erkenntnisse und beschreibt den „Forschungsweg“ auf dem man sie nachvollziehen kann. Wir können ihm glauben, selber forschen oder seine Aussagen ungeprüft ablehnen.

Jedenfalls ist die Waldorfpädagogik ohne die Erkenntnisse der Anthroposophie und ohne Rudolf Steiner nicht denkbar. Es sei denn, die Menschen wären, sozusagen ohne den Umweg über Steiner, zu eigenen, ähnlich weitreichenden Erkenntnissen über das Wesen und die Entwicklung des Menschen fähig. Bis dahin wird man sich an Rudolf Steiner halten und sich mit seinen Aussagen auseinandersetzen müssen oder aber die Elemente übernehmen, die einem gefallen und damit etwas anderes, aber keine Waldorfpädagogik betreiben.

Wie schon zu Beginn des Fazits ausgesprochen, bin ich dem Phänomen Rudolf Steiner durch die hier gewählte Art der Auseinandersetzung nicht wesentlich näher gekommen. Aber er wird mich, ebenso wie die Anthroposophie, wohl weiter beschäftigen; eine Erfahrung, die andere Steinerleser und –interessierte teilen und die der Biograph Gary Lachmann mit diesem Bild umschrieben hat:

*„Auf vielerlei Art und Weise ähnelte meine Situation einer schlecht funktionierenden Beziehung: Ich konnte die Vorträge [Steiners] weglegen und weggehen, aber früher oder später kam ich zurück und der Prozess fing wieder von vorne an.“ (2008, S. 12)*

## 5 Epilog

Doktor Steiner und das wissenschaftliche Arbeiten:

*Da stellte sich plötzlich einer der Bibliotheksdiener an seine Seite, räusperte sich ein wenig und machte deutlich, daß er ihn etwas fragen wolle. „Nun, was haben Sie, mein Lieber?“, fragte Rudolf Steiner freundlich. – „Herr Doktor“, brachte jener bescheiden und noch etwas zögernd hervor, „ich wollte Sie schon lange einmal nach etwas fragen, was mich bedrückt. Nach etwas, das ich nicht verstehen kann.“ „Fragen Sie nur immer, mein Lieber. Vielleicht kann ich Ihnen etwas dazu sagen.“ – „Ja, danke“, sagte der Bibliotheksdiener und trat zutraulich noch etwas näher. „Es ist das Folgende. Ich arbeite ja auch weiter vorn in den Räumen, wo der große Katalog ist und wo die verschiedenen Kartotheken stehen. Da passiert immer wieder dieses. Es kommt eines Tages ein junger Herr (oder eine junge Frau; Anm. der Verf.), der blättert und wühlt ein paar Stunden lang in den Katalogen und stöbert in den Kartotheken. Eifrig schreibt er Zettel nach Zettel heraus. Es sind lauter Bestellzettel auf Bücher, die er ausleihen will oder die hierher in den Lesesaal gebracht werden sollen. Er wirft die Zettel in den Bestellkasten. (...) Und haben wir dann die Bücher endlich bei einander, dann müssen wir sie meist hier im Saal auf einem der Arbeitstische aufbauen. Oft ist es ein ganzer Berg, so daß dahinter der Kopf des jungen Herrn verschwindet, der sich nun hinsetzt, um Woche für Woche, Monat für Monat emsig zu arbeiten. Er sitzt da und liest und schreibt, schreibt und liest unentwegt. Im Vorübergehen sehe ich immer wieder, wie er bestimmte Dinge auf Zettel schreibt. Der Bücherberg schmilzt allmählich ab, wie das Eis im Frühling; aber der Zettelpacken wächst, wird dicker und dicker und bildet selbst einen neuen kleinen Berg. Aber dann, eines Tages, sind gar keine Bücher mehr auf dem Tisch. Und noch etwas später – da ist auch der junge Herr verschwunden mit all den vielenzetteln, die er so eifrig beschrieben hat. – Nun vergeht eine gewisse Zeit, mehrere Monate, vielleicht sogar ein Jahr. Eines Tages kommt eine Sendung vom Buchbinder. (...) Unter den Büchern ist auch eines, das den Namen des jungen Herrn trägt, der so lange Zeit im Lesesaal gearbeitet hatte, verschanzt hinter seinem Bücherberg. Ich mache das Buch auf, blätter darin und staune: es besteht hauptsächlich aus denzetteln, auf denen die Auszüge aus vielen anderen Büchern standen! (...) Nebenbei erfahre ich auch, daß sein Verfasser durch seine Arbeit einen wissenschaftlichen Grad erworben hat. – Wieder vergeht eine Zeit. Nun kommt ein neuer junger Herr, der aus Katalog und Kartei eine Menge von Büchern herausschreibt, die er durcharbeiten will. Es sind fast dieselben Bücher, die der erste Herr schon gewählt hatte. Jetzt aber kommt das Buch des Vorgängers auch noch dazu. Wieder wird alles im Lesesaal aufgebaut, wieder geschieht jene eigentümliche Verwandlung von Büchern zuzetteln und vonzetteln zum Buch. (...) Dann kommt ein dritter Herr und ein vierter – und das nimmt kein Ende. Und nun frage ich Sie“, hier beugte sich der Diener mit großem Ernst über Rudolf Steiner, „nun frage ich Sie, Herr Doktor, was soll das Ganze? Warum lassen die Leute die alten Bücher nicht in Ruhe, wenn sie doch nur zum Schein neue machen? Ich habe das nun Jahre und Jahre lang gesehen und kann es doch bis heute nicht verstehn!“*

*„Ich auch nicht, mein Lieber“, antwortet Rudolf Steiner und lächelte. (Hahn, 1961, S. 20–24)*

## II Literaturverzeichnis

- Bayertz, K., Jaeschke, W., & Gerhard, M. (2007). *Weltanschauung, Philosophie und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert: Der Materialismusstreit: Band 1*. Meiner.
- Brückmann, A. (2011). *Duden - Abiwissen Geschichte: Französische Revolution, Deutsche Nationalbewegung und Industrialisierung*. Mannheim: Bibliograph. Institut. Gmbh.
- Buchmann, B. M. (2003). *Kaisertum und Doppelmonarchie*. Geschichte Österreichs (Bd. 5). Wien: Pichler Verlag.
- Ciuffoletti, Z. (Hrsg.). (2001). *Das Reich der Habsburger 1848-1916*. Wien: Brandstätter.
- Engel, M. (1984). Medizin, Naturwissenschaft, Industrie. In: Berlinische Galerie e.V. (Hrsg.), *Berlin um 1900. Ausstellung der Berlinischen Galerie in Verbindung mit der Akademie der Künste zu den Berliner Festwochen 1984* (S. 125–150). Berlin: Berlinische Galerie.
- Fesser, G. (2009). *„Herrlichen Tagen führe Ich euch noch entgegen!“ Das wilhelminische Kaiserreich 1890-1918*. Bremen: Donat.
- Fischer, J. M. (1978). *Fin de Siecle. Kommentar zu einer Epoche*. München: Winkler.
- Fischer, J. M. (2000). *Jahrhundertdämmerung. Ansichten eines anderen Fin de siècle*. Wien: Paul Zsolnay Verlag.
- Frecot, J. (1984a). Literatur zwischen Betrieb und Einsamkeit. In: Berlinische Galerie e.V. (Hrsg.), *Berlin um 1900. Ausstellung der Berlinischen Galerie in Verbindung mit der Akademie der Künste zu den Berliner Festwochen 1984* (S. 319–347). Berlin: Berlinische Galerie.
- Frecot, J. (1984b). Von der Weltstadt zur Kiefernheide oder: Die Flucht aus der Bürgerlichkeit. In: Berlinische Galerie e.V. (Hrsg.), *Berlin um 1900. Ausstellung der Berlinischen Galerie in Verbindung mit der Akademie der Künste zu den Berliner Festwochen 1984* (S. 420–438). Berlin: Berlinische Galerie.
- Frielingsdorf, V. (2012). *Waldorfpädagogik kontrovers: Ein Reader*. Beltz Juventa.
- Fritzsche, P. (2008). *Als Berlin zur Weltstadt wurde: Presse, Leser und die Inszenierung des Lebens*. Berlin: Osburg.
- Gamm, G. (1997). *Der Deutsche Idealismus: Eine Einführung in die Philosophie von Fichte, Hegel und Schelling*. Stuttgart: Reclam.
- Gebhardt, M. (2011). *Rudolf Steiner: Ein moderner Prophet*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Hahn, H. (1961). *Rudolf Steiner, wie ich ihn sah und erlebte*. Stuttgart: Freies Geistesleben.

- Haupt, S., & Würffel, S. B. (2008a). Geistige Zentren des Fin de Siècle: Paris, Wien, Berlin, München, London, Prag, Petersburg. In: S. Haupt & S. B. Würffel (Hrsg.), *Handbuch Fin de Siècle: Ein Handbuch. Literatur, Kultur und Gesellschaft* (S. 159–194). Stuttgart: Kröner.
- Haupt, S., & Würffel, S. B. (Hrsg.). (2008b). *Handbuch Fin de Siècle: Ein Handbuch. Literatur, Kultur und Gesellschaft*. Stuttgart: Kröner.
- Hübel, H. (1984). Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: H. Pleticha (Hrsg.), *Deutsche Geschichte in 12 Bänden. Bismarck-Reich und Wilhelminische Zeit 1871-1918* (S. 307–324). Gütersloh: Bertelsmann.
- Huret, J. (1997). *Berlin um Neunzehnhundert*. Berlin: Tasbach,.
- In neun Vitrinen. (1967, Januar 30). *Der Spiegel*, (6/1967). Abgerufen am Juni 27. 2013, von <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45549399.html>
- Kowal-Summek, L. (2001). *Die Pädagogik Rudolf Steiners im Spiegel der Kritik*. Freiburg: Centaurus.
- Lachenicht, S. (2012). *Die Französische Revolution*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Lachman, G. (2008). *Die Rudolf Steiner-Story. Ein neuer Blick auf Leben und Werk eines spirituellen Pioniers*. Frankfurt am Main: Info Drei.
- Lauer, U., & Ottomeyer, H. (2008). *Gründerzeit. 1848-1871: Industrie & Lebensträume zwischen Vormärz und Kaiserreich*. Dresden: Sandstein.
- Lindenberg, C. (2011). *Rudolf Steiner - Eine Biographie: 1861-1925*. Stuttgart: Freies Geistesleben.
- Lindenberg, C. (2012). Rudolf Steiner. In V. Frielingsdorf (Hrsg.), *Waldorfpädagogik kontrovers. Ein Reader* (S. 125–136). Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Majorek, M. B. (2010). Wissenschaftliche Objektivität und Rudolf Steiners Geisteswissenschaft. In: H. Paschen (Hrsg.), *Erziehungswissenschaftliche Zugänge zur Waldorfpädagogik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mann, T. (1974). *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden* (Bd. 13 Nachträge). Frankfurt: S. Fischer.
- Mommsen, W. J. (1993). Kaisermacht und Bürgerstolz. Berlin als Hauptstadt des Kaiserreichs. In: U. Schultz (Hrsg.), *Die Hauptstädte der Deutschen. Von der Kaiserpfalz in Aachen zum Regierungssitz Berlin* (S. 181–193). München: Beck.
- Niederhäuser, H. R. (1958). *Rudolf Steiner in der Waldorfschule. Ansprachen für die Kinder, Eltern und Lehrer 1919-1924*. Stuttgart: Freies Geistesleben.

- Pollak, M. (1996). *Wien 1900. Eine verletzte Identität*. Edition discours (Bd. 6). Konstanz: Univ.-Verl. Konstanz.
- Pöthe, A. (2011). *Fin de Siècle in Weimar: Moderne und Antimoderne 1885 bis 1918*. Böhlau.
- Prinz, U. (1984). Literaturtheater und Schaubühne. In: Berlinische Galerie e.V. (Hrsg.), *Berlin um 1900. Ausstellung der Berlinischen Galerie in Verbindung mit der Akademie der Künste zu den Berliner Festwochen 1984* (S. 299–318). Berlin: Berlinische Galerie.
- Pulzer, P. (1986). Liberalismus, Antisemitismus und Juden im Wien der Jahrhundertwende. In: Berner, Peter u.a. (Hrsg.), *Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne* (S. 32–38). München: Oldenbourg.
- Reckenfelder-Bäumer, C. (1984). Wissen ist Macht-Macht ist Wissen. In: Berlinische Galerie e.V. (Hrsg.), *Berlin um 1900. Ausstellung der Berlinischen Galerie in Verbindung mit der Akademie der Künste zu den Berliner Festwochen 1984* (S. 405–419). Berlin: Berlinische Galerie.
- Rehfus, W. D. (Hrsg.). (2012). *Geschichte der Philosophie III: 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Riemeck, R. (1965). *Mitteleuropa. Bilanz eines Jahrhunderts*. Freiburg im Breisgau: Verlag Die Kommenden.
- Rittelmeyer, F. (1953). *Meine Lebensbegegnung mit Rudolf Steiner*. Stuttgart: Urachhaus.
- Rittelmeyer, F. (2011). Gute Pädagogik - fragwürdige Ideologie? Zur Diskussion um die anthroposophischen Grundlagen der Waldorfpädagogik. In: P. Loebell (Hrsg.), *Waldorfschule heute: Eine Einführung* (S. 327–347). Stuttgart: Freies Geistesleben.
- Roters, E. (1984). „Weltgeist, wo bist du?“ Monismus, Pantheismus, Individualismus. In: Berlinische Galerie e.V. (Hrsg.), *Berlin um 1900. Ausstellung der Berlinischen Galerie in Verbindung mit der Akademie der Künste zu den Berliner Festwochen 1984* (S. 375–393). Berlin: Berlinische Galerie.
- Roth, J. (1972). *Die Kapuzinergruft*. Köln: Kiepenheuer & Witsch Verlag.
- Schmelzer, A. (1991). *Die Dreigliederungsbewegung 1919 - Rudolf Steiners Einsatz für den Selbstverwaltungsimpuls*. Stuttgart: Freies Geistesleben.
- Seemann, A. (2012). *Weimar: Eine Kulturgeschichte*. München: Beck.
- Steenblock, V. (2007). *Kleine Philosophiegeschichte*. Stuttgart: Reclam.
- Steiner, R. (1975). *Rudolf Steiner: Mein Lebensgang*. Stuttgart: Freies Geistesleben.
- Steiner, R. (1986). *Aus der Akasha - Chronik*. (M. Steiner, Hrsg.). Dornach: Rudolf Steiner Verlag.

- Steiner, R. (1998). *Anthroposophische Leitsätze*. Dornach: Rudolf Steiner Verlag.
- Steiner, Rudolf. (1969). *Die pädagogische Grundlage und Zielsetzung der Waldorfschule. Drei Aufsätze*. Dornach: Rudolf Steiner Verlag.
- Struck, B., & Gantet, C. (2008). *WBG Deutsch-Französische Geschichte, Bd.5 : 1789 bis 1815*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Ullrich, H. (2010). *Rudolf Steiner: Leben und Lehre*. Beck.
- Ullrich, V. (1999, Januar 7). Der reizbare Koloß. *Die Zeit*. Abgerufen Mai 23, 2013, von [http://www.zeit.de/1999/02/Der\\_reizbare\\_Koloss](http://www.zeit.de/1999/02/Der_reizbare_Koloss)
- Vögele, W. G. (Hrsg.). (2005). *Der andere Rudolf Steiner: Augenzeugenberichte, Interviews, Karikaturen*. Dornach: Pforte Verlag.
- Website der Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners e.V. (2013). Abgerufen Juni 24, 2013, von <http://www.freunde-waldorf.de/waldorf-weltweit/waldorfpaedagogik/weltschulliste.html>
- Wehler, H.-U. (1995). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914*. Deutsche Gesellschaftsgeschichte (Bd. 3). München: C.H.Beck.
- Wehr, G. (1977). *Der pädagogische Impuls Rudolf Steiners*. München Kindler Verlag,.
- Welan, M. (1986). Wien - „eine Welthauptstadt des Geistes“. Realbedingungen als Idealbedingungen? In: Berner, Peter u.a. (Hrsg.), *Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne* (S. 39–44). München: Oldenbourg.
- Wuchterl, K. (2000). *Einführung in die Philosophiegeschichte: Ursprung und Entwicklung westlichen Denkens*. Bern/Stuttgart/Wien: Paul Haupt.
- Zander, H. (2011). *Rudolf Steiner: Die Biografie*. Piper.

Selbstständigkeitserklärung:

Hiermit versichere ich, dass ich diese Arbeit selbstständig verfasst und alle Quellen und Hilfsmittel kenntlich gemacht habe. Ich habe weder die Arbeit, noch Teile aus ihr an einer anderen Stelle vorgelegt.

Stuttgart, den 08.07.2013

Janine Mohr

---

Ort/Datum

---

Unterschrift